



OTTO-VON-BISMARCK-STIFTUNG  
WISSENSCHAFTLICHE REIHE

Herausgegeben von Lothar Gall

Band 5

REGIERUNG, PARLAMENT UND ÖFFENTLICHKEIT  
IM ZEITALTER BISMARCKS

LOTHAR GALL (HRSG.)

REGIERUNG,  
PARLAMENT UND  
ÖFFENTLICHKEIT  
IM ZEITALTER  
BISMARCKS

Politikstile im Wandel

2003

FERDINAND SCHÖNINGH  
PADERBORN · MÜNCHEN · WIEN · ZÜRICH

K

03-11452

**Titelbild:** »Ein Wahlphilister« oder: »Der verunsicherte Wähler«. Zeichnung von Ferdinand Lindner. Aus: Bilder aus dem alten Deutschen Reichstag 1867-1900. Sammlungen Dietrich Rollmann und Michael Ropers, hrsg. von Achim Zink. Verlag der freie beruf, Bonn o.J.

Lektorat: Dr. Andrea Hopp

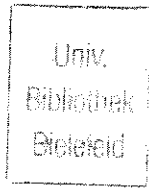
14  
DG 250  
R3 P20

**Bibliografische Information der Deutschen Bibliothek**

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

Umschlaggestaltung: Evi Ziegler, München

Gedruckt auf umweltfreundlichem, chlorfrei gebleichtem und alterungsbeständigem Papier © ISO 9706



© 2003 Ferdinand Schöningh, Paderborn  
(Verlag Ferdinand Schöningh GmbH, Jühenplatz 1, D-33098 Paderborn)

Alle Rechte vorbehalten. Dieses Werk sowie einzelne Teile desselben sind urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung in anderen als den gesetzlich zugelassenen Fällen ist ohne vorherige schriftliche Zustimmung des Verlages nicht zulässig.

Printed in Germany. Herstellung: Ferdinand Schöningh, Paderborn

ISBN 3-506-79223-7

# Existenzkampf um Abkömmlichkeit. »Berufspolitiker« in der deutschen Sozialdemokratie bis zum Sozialistengesetz

von  
THOMAS WELSKOPP

Die Parlamentarisierung Deutschlands im 19. Jahrhundert ging mit dem Aufstieg des Honoratiorensystems einher. Honoratioren avancierten zu den Trägern des politischen Engagements schlechthin in der sich ausbreitenden bürgerlichen Gesellschaft dieser Zeit. Honoratioren, so Max Webers Definition, waren »kraft ihrer ökonomischen Lage imstande [...], kontinuierlich nebenberuflich in einem Verband [einer Partei] leitend und verwaltend ohne Entgelt oder gegen nominalen oder Ehren-Entgelt tätig zu sein«. Darüber hinaus genossen sie »eine, gleichviel worauf beruhende, soziale Schätzung derart [...], dass sie die Chance haben, bei formaler unmittelbarer Demokratie kraft Vertrauen der Genossen zunächst freiwillig, schließlich traditional, die Ämter inne zu haben«. Wirtschaftliche Unabhängigkeit erlaube es ihnen, sich politischen Tätigkeiten »interesselos« im ökonomischen Sinne zu widmen, was ihr Parteiengagement zu einem rein freiwilligen mache. Die liberale Ideologie deutete diese elitäre Position zudem in eine auch politische Exklusivität um, nachdem zum Wahlamt (und eigentlich auch zur Wahl) nur befähigt sein sollte, wer kraft seiner Unabhängigkeit sich keinem andersgelagerten politischen Druck beugen müsse. Die Honoratiorenstellung, schrieb Weber, zeichne aus, dass sie ermögliche, »für die Politik leben zu können, ohne von ihr leben zu müssen«. Materieller Wohlstand schließlich reiche nicht aus, Honoratiorenrang zu erreichen; zentral sei ein »spezifischer Grad von »Abkömmlichkeit« aus den eigenen privaten Geschäften«.<sup>1</sup>

Die deutschen Arbeiterparteien als wesentlicher Bestandteil der demokratischen Strömung in Deutschland seit den frühen 1860er Jahren verdankten ihre Entstehung dem Bedürfnis und Interesse, dem Honoratiorencharakter der liberalen Parteien und dem elitären Prin-

<sup>1</sup> Max Weber, *Wirtschaft und Gesellschaft*. Hrsg. von Johannes Winckelmann. 5. Aufl. Tübingen 1980, 170.

zip der »vicarious representation«, das sie verkörperten, eine volkstümliche Alternative entgegenzustellen. Die vorübergehende Mobilisierung eines handwerklich-gewerblichen Massenanhangs durch den »Deutschen Nationalverein« wirkte hier zugleich abschreckend und beispielgebend: Der elitäre Zug des Nationalvereins hatte sich für sie durch die Weigerung, »Arbeiter« in die Mitgliedschaft aufzunehmen, eklatant bestätigt. Auf lokaler Ebene bildeten auch weiterhin die begüterten, gebildeten und scharf exklusiven städtischen Honoratioren Haupt und Rückgrat des Verbandes. Aber der Nationalverein schuf zum ersten Mal in Deutschland Führungsämter für Berufspolitiker, d.h. für voll besoldete Funktionäre.<sup>2</sup> Und sein Mobilisierungserfolg über die Ränge der bürgerlichen Elite hinaus war aufsehenerregend. Die Arbeiterschaft beziehungsweise das kleine handwerklich-gewerbliche Produzententum in den Städten deutete an, ein erhebliches politisches Potential zu bergen, das eine Mannschaft von professionellen Politikern ohne Berührungsscheu anzapfen konnte. Das freilich sorgte nicht für eine demokratische Öffnung der Organisation. Vielmehr entwickelte sie auf diese Weise eine populistisch-massenpolitische Note, die der Arbeiterschaft weiterhin jede eigene Stimme in der Bewegung vorenthielt. In mehr als nur einer Hinsicht wurde durch diese widersprüchlichen Signale, die sich in den folgenden Jahren auf der Ebene der einzelnen lokalen Arbeitervereine wiederholen sollten, die Verselbständigung einer politischen Arbeiterbewegung in Deutschland über eine entscheidende Schwelle getrieben.

Der »Berufspolitiker« verkörperte *zum einen* eine konsequente, leidenschaftliche Hingabe an die politische Tätigkeit ohne Rücksicht auf eine vorherige und anders gelagerte professionelle Karriere: »Damit jemand in diesem ökonomischen Sinn »für« die Politik leben könne, müssen unter der Herrschaft der Privateigentumsordnung bestimmte Voraussetzungen vorliegen: er muss – unter normalen Verhältnissen – ökonomisch von den Einnahmen, welche die Politik ihm bringen kann, unabhängig sein. Das heißt unter normalen Verhältnissen: er muss vermögend oder in einer privaten Lebensstellung sein, welche ihm auskömmliche Einkünfte abwirft.«<sup>3</sup> Solche »Berufspolitiker« gingen quasi aus einer *vereinsseitigen Übersteigerung* des Honoratiorenstatus hervor: »[W]er »für« die Politik lebt, macht im innerlichen Sinne »sein Leben daraus«: er genießt entweder den nackten Besitz der Macht, die er ausübt, oder er speist sein inneres Gleichgewicht und

<sup>2</sup> Vgl. Shlomo Na'aman, Der Deutsche Nationalverein. Die politische Konstituierung des deutschen Bürgertums 1859-1867. Düsseldorf 1987.

<sup>3</sup> Weber, Wirtschaft und Gesellschaft (wie Anm. 1), 829.

Selbstgefühl aus dem Bewusstsein, durch Dienst an einer »Sache« seinem Leben einen Sinn zu verleihen.«<sup>4</sup> Das größere Ausmaß und die Ausschließlichkeit des politischen Engagements nahmen dem »Berufspolitiker« dieses Typs das zuweilen spielerische Selbstverständliche und würdevolle Nebensächliche, das man der Honoratiorenrolle zuschrieb. Das allgemeine öffentliche Ansehen und die langjährige Verwurzelung in einem gehobenen städtischen Milieu konnten zugunsten einer Prominenz zurückweichen, die sich eventuell erst aus der politischen Tätigkeit selber speiste. Damit öffnete sich die Politikerrolle zumindest prinzipiell für jüngere Bewerber und für Vertreter anderer als bürgerlicher Sozialgruppen. Trotzdem blieb ihre materielle Exklusivität gewahrt, so dass die angedeutete soziale Öffnung nur einen prekären Weg in die Politikerexistenz verhieß.

Aus diesem Grunde verband sich die Herausbildung des »Berufspolitikers« in Deutschland *zum anderen* früh mit einer »Professionalisierung« im ökonomischen Sinne. Es gebe »Berufspolitiker« »im innerlichen Sinne«, schrieb Weber 1905, »deren ökonomische Lage sie nötigt, von der Parteipolitik zu leben, sei es direkt aus der Tasche der Partei als deren Angestellte, sei es indirekt – z.B. als Redakteure, Zeitungsunternehmer usw. – von deren Existenz«. Entweder also alimentierte eine Organisation über die Mitgliedsbeiträge, die sie sammelte, die professionelle Tätigkeit in ihrem Namen, oder eine parteinahe Selbständigkeit, die auf die Kaufkraft des entsprechenden Milieus setzte, verschaffte der »Abkömmlichkeit« eine materielle Grundlage. Gerade am Beispiel der Sozialdemokratie führte Weber den Begriff des »Berufspolitiker[s]« ein, »ohne welche[n] diese Partei so wenig wie irgend eine andere leben kann.«<sup>5</sup>

Es trifft nicht zu, dass der spezifische Charakter der sozialdemokratischen Parteien im zweiten Drittel des 19. Jahrhunderts Honoratioren von vornherein ausgeschlossen hätte. Im demokratischen Milieu Leipzigs gab es etwa den in Arbeiterkreisen überaus geschätzten Alt-1848er Emil Roßmäßler, der mit der Bewegung mehr als nur sympathisierte, in den 1860er Jahren aber früh starb. Der Frankfurter Kaufmann und Bankier Leopold Sonnemann blieb bis Anfang der 1870er Jahre in Fühlung mit den sozialdemokratischen Organisationen, obwohl er als Wortführer der demokratischen Volkspartei deren

<sup>4</sup> Ebd.

<sup>5</sup> Max Weber, Bemerkungen im Anschluss an den vorstehenden Aufsatz, nach: Robert Blank, Die soziale Zusammensetzung der sozialdemokratischen Wählerschaft Deutschlands, in: Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik, Neue Folge, 2, 1905, 550-553, hier: 551.

Verselbständigung eigentlich ablehnte. Der Leipziger Historiker Heinrich Wuttke, ein Vertreter der Opposition im Paulskirchenparlament, wurde 1863 Gründungsmitglied des Allgemeinen deutschen Arbeitervereins (ADAV). Der Königsberger Arzt Johann Jacoby trat 1872 der Sozialdemokratischen Arbeiterpartei (SDAP) bei.<sup>6</sup> In späteren Zeiten profilierten sich zum Beispiel der aus Frankfurt am Main stammende Unternehmersohn und Rentier Karl Höchberg oder der Berliner Mantelfabrikant Paul Singer als Parteimäzene. Singer bekleidete nach 1890 einen der beiden Vorsitzendenposten in der wieder legalisierten SPD.

Aber es fällt schwer, das Wirken dieser Personen am Rande der Bewegung oder in ihren Reihen als das von Honoratioren im oben eingeführten Sinne zu beschreiben. Das herausgehobene Ansehen eines Honoratioren besaßen sie in der Sozialdemokratie durchaus. Aber die älteren unter ihnen waren gerade wegen ihrer revolutionären Vergangenheit, die ihnen ihren Nimbus in der Arbeiterschaft verschafft hätte, im bürgerlichen Milieu der Städte marginalisiert. Zudem vermochten sie sich im sozialdemokratischen Milieu nur zu halten, wenn sie bereit waren, dessen radikaldemokratischen Spielregeln zu folgen, also auf den elitären Habitus des Honoratioren gerade demonstrativ zu verzichten.<sup>7</sup>

Auch Ferdinand Lassalle, Johann Baptist von Schweitzer und die Gräfin Sophie von Hatzfeldt wird man trotz ihrer durchaus bewusst gepflegten exklusiven Distanz zum sozialdemokratischen Arbeitermilieu eher als »politische Unternehmer« denn als Honoratioren bezeichnen müssen: Ihr Engagement ging weit über das von bürgerlichen Würdenträgern in ihrem städtischen Umfeld hinaus, und ihre finanzielle Förderung der sozialdemokratischen Parteien, denen sie vor- oder nahe standen, erfolgte nicht »interesselos« und uneigennützig, sondern aus einem wohlberechneten politischen Kalkül des Machtgewinns und der Machterhaltung. Sie kamen dem Typus des selbstfinanzierten »Berufspolitikers« ausgesprochen nahe. Bei dem Rentier Lassalle hielt sich das finanzielle Engagement zudem in engen Grenzen, während Schweitzer mit seinem Zeitungsprojekt, dem *Social-Demokrat*, seit 1865 neben seinen Führungsambitionen im ADAV ganz klar auch nüchterne geschäftliche Ziele verfolgte.<sup>8</sup>

<sup>6</sup> Zu Roßmäßler, Wuttke und Jacoby vgl. jetzt: *Christian Jansen*, Einheit, Macht und Freiheit. Die Paulskirchenlinke und die deutsche Politik in der nachrevolutionären Epoche 1849-1867. Düsseldorf 2000.

<sup>7</sup> Vgl. *Thomas Welskopp*, Das Banner der Brüderlichkeit. Die deutsche Sozialdemokratie vom Vormärz bis zum Sozialistengesetz. Bonn 2000, 167ff.

<sup>8</sup> Vgl. *ebd.*, 385ff.

Dagegen gab es im Umfeld der Bewegung durchaus – zumeist autodidaktisch gebildete – Intellektuelle aus Arbeiterkreisen, die über ihr Herkunftsmilieu hinaus derart geachtet waren, dass man sie als »Arbeiterhonoratioren« in eigenem Recht ansprechen kann. Der Hamburger Haartuchweber und spätere Dienstmann Jakob Audorf der Ältere zum Beispiel verkörperte diesen Typus *in nuce*. Er unterhielt lebhaftes staatsphilosophisch-politische Diskussionszirkel, engagierte sich in einer frühen Gewerkschaft, im Bildungsverein für Arbeiter und im lokalen ADAV. Er pflegte den intellektuellen Austausch mit Nationalökonomien wie Friedrich Albert Lange und war zwischenzeitlich Mitglied der Hamburger Konstituante.<sup>9</sup> Der Leipziger Zigarrenarbeiter Friedrich Wilhelm Fritzsche, der Frankfurter Gürtlermeister Friedrich Ellner, der Hamburger Tischler Joachim Friedrich Martens und der Halver Lohgerbermeister Wilhelm Hasenclever standen ebenfalls für diesen Typus, um nur einige Beispiele zu nennen.<sup>10</sup> Aber diesen »Arbeiterhonoratioren« mangelte es zum einen am materiellen Elixier ihrer »Abkömmlichkeit«. Zum anderen drängten sie weit stärker in die Bewegung hinein als die dezent zurückhaltenden Honoratioren »alten Schlages«. Sie entwickelten sich im Grunde zu »Berufspolitikern« »im innerlichen Sinne«, die im Fall etwa Hasenclevers, der zwischen 1871 und 1875 besoldeter Präsident des ADAV war und danach eine Redakteursstelle am neugegründeten Parteiblatt *Vorwärts* bekleidete, dauerhaft die Politik zur Grundlage ihrer auch bürgerlichen Existenz machten.

Während es also durchaus Personengruppen in den sozialdemokratischen Strömungen gab, die von ihrer Herkunft, ihrer materiellen Stellung, ihrem Habitus oder ihrem Ansehen im Wirkungsmilieu her einem Honoratiorenrang nahe kamen, war für kaum eine Einzelpersonlichkeit die Koinzidenz aller dieser Ressourcen gegeben. Deshalb konnte sich im Umfeld der Sozialdemokratie kein wirkliches Honoratiorentum entwickeln. Auch schlossen die radikaldemokratischen Umgangs- und Geselligkeitsformen in den Vereinen und Versamm-

<sup>9</sup> Vgl. *Arno Herzig*, Jakob Audorf der Ältere (1807-1891). Zur Interdependenz von Erfahrung und Theorie in der frühen deutschen Arbeiterbewegung, in: Hans-Peter Harstick u.a. (Hrsg.), Arbeiterbewegung und Geschichte. Festschrift für Shlomo Na'aman zum 70. Geburtstag. Trier 1983, 23-40; *H.F.W. Schultz*, Erinnerungen eines Hamburger Proletariers. Hamburg 1899, 24.

<sup>10</sup> Vgl. *Thomas Welskopp*, »Arbeiterintellektuelle«, »sozialdemokratische Bohemien« und »Chefideologen«: Der Wandel der Intellektuellen in der frühen deutschen Sozialdemokratie. Ein Fallbeispiel, in: Ulrich von Alemann/Gertrude Cepl-Kaufmann/Hans Hecker/Bernd Witte (Hrsg.), Intellektuelle und Sozialdemokratie. Opladen 2000, 43-58.

lungen, die die Bewegung konstituierten, die Verfestigung eines honoratiorenhaften Habitus aus; nicht zuletzt die Emanzipation vieler Arbeiter- und Arbeiterbildungsvereine von ihren bürgerlichen Gründern und Protektoren seit Mitte der 1860er Jahre hatte dies deutlich gemacht.<sup>11</sup> Von Beginn an setzte die politische Arbeiterbewegung in Deutschland deshalb auf eine organisatorische Alternative, mit der sie das bürgerliche Honoratiorensystem zwar nicht einzuholen vermochte, sich stattdessen aber unverzüglich anschickte, es gleich zu überholen. Früher als alle anderen Parteien verselbständigte sich die Figur des »Politikers aus Berufung«, dessen materielle Grundlage im Umfeld der Sozialdemokratie immer prekär blieb, zum »Berufspolitiker« im ökonomischen Sinne.

\* \* \*

Bis in die 1870er Jahre hinein handelte es sich bei den sozialdemokratischen Gruppierungen um ausgesprochen »arme« Organisationen, die alleine schon wegen der niedrigen Mitgliedsbeiträge – geschuldet der dürftigen sozialen Lage ihrer Hauptklientel –, aber auch wegen der gering ausgeprägten Zahlungsmoral der Mitglieder und deren enormer Fluktuation nur dürftige Ressourcen anzusammeln vermochten. Ein kopfstarker Apparat im Sinne eines ausgebauten vollberuflichen Funktionärskaders ließ sich damit nicht unterhalten, ganz abgesehen davon, dass der Vereinsföderalismus in der Sozialdemokratie und das in ihr kursierende Prinzip der aktiven Mitgliedschaft, die ihre Belange selbst regeln sollte, eine solche hierarchische Führung gar nicht zugelassen hätten. Im ADAV war zunächst nur der Sekretär, zwischenzeitlich auch der Präsident, hauptberuflich angestellt. Nach 1871 gelangte nur das Amt des Parteikassierers zusätzlich auf die Gehaltsliste. Ähnliches galt für die »Eisenacher« SDAP: In den ersten Jahren ihres Bestehens lebte der notorisch verschuldete Vorstand (Parteiausschuss) von der Hand in den Mund. Allein der Sekretär bekam vorschussweise Geld, in unregelmäßigen Abständen. Kurz nach Gründung der Partei sah sich der Hauptkassierer im Braunschweiger Parteiausschuss (Braunschweig wurde 1869 zum ersten »Vorort«, dem Sitz des Parteivorstandes bestimmt), Wilhelm Bracke, gezwungen, den Parteisekretär Leonhard von Bonhorst vorübergehend als Buchhalter in sein Getreidegeschäft zu übernehmen. Zeitweilig waren die Ausschüsse der Partei nicht in der Lage, ihre Portokosten zu tragen. Geringe Einkünfte aus den lokalen Gliederungen ließen die eigentlich vorgesehenen Entschädigungen für den Leipziger Par-

<sup>11</sup> Vgl. Welskopp, *Banner der Brüderlichkeit* (wie Anm. 7), 235ff.

teiausschuss des Jahres 1871 illusorisch erscheinen; selbst die Statuten konnten nur gegen Erstattung der Versandkosten an die Vereine expediert werden.<sup>12</sup> Erst der Gothaer Vereinigungskongress der deutschen Sozialdemokratie beschloss 1875 die monatliche Besoldung des geschäftsführenden Vorsitzenden im Parteivorstand, seines Stellvertreters, zweier Sekretäre und des Kassierers.<sup>13</sup>

Statt mit der Festanstellung eines hauptberuflichen Parteikaders setzte die Professionalisierung des Politikers in der Sozialdemokratie auf drei anderen Wegen ein: mit der Verberuflichung der Position des Versammlungsredners, der Expansion der Parteipublizistik und mit der Entstehung eines parteinahen, auf die Klientel der Arbeitervereine ausgerichteten kleingewerblichen Gürtels, in dem sich Chancengewanderer in die geschäftliche Selbständigkeit – zum Beispiel. Gastwirte – und Nischenexistenzen einrichteten, die durch die Folgen ihrer politischen Tätigkeit: behördliche Verfolgung, Repressalien am Arbeitsplatz oder Boykott durch eine bürgerliche Kundschaft, ihre erlernten Berufe nicht mehr ausüben konnten. Bei diesem Personenkreis handelte es sich um »proletarische Existenzen«, beobachtete Robert Michels, »deren Zahl besonders groß in Kampfzeiten ist, in denen die Organisationen noch schwach sind oder geschwächt werden, wie in Deutschland in der Zeit des Sozialistengesetzes, und welche wegen ihrer Treue zur Partei oder zur Gewerkschaft oder ihres prononziert sozialistischen und »auführerischen« Charakters als Opfer unternehmerlicher Repressalien aufs Pflaster fliegen und brotlos werden und sich nun, wenn sie nirgends mehr Unterkunft finden, »selbständig« machen, d.h. ihren alten Arbeiterberuf an den Nagel hängen und als Gemüsekrämer, Papierwarenverkäufer, Kolonialwarenhändler, Zigarrenverkäufer und ähnliche Kleinhändler aller nur erdenklichen Spezies einen Laden auftun oder von der Kolportage leben oder sich als Wirte niederlassen.«<sup>14</sup>

Die Verberuflichung der Rednerrolle auf Volksversammlungen schuf die Position des sogenannten »Berufsagitors«. Otto von Bismarck spottete scharfzüngig: »Es ist ja heutzutage die Stellung eines sozialistischen Agitors ein ausgebildeter Geschäftszweig wie jeder andere. Man wird Agitor, Volksredner, wie man früher Schmied oder

<sup>12</sup> *Ebd.*, 430.

<sup>13</sup> Protokolle der sozialdemokratischen Arbeiterpartei. 2 Bde. Nachdruck Glashütten im Taunus 1976 (im Folgenden: Protokoll 1869ff.), hier: Bd. 2. Protokoll 1875, 74f., 71.

<sup>14</sup> Robert Michels, *Zur Soziologie des Parteiwesens in der modernen Demokratie. Untersuchungen über die oligarchischen Tendenzen des Gruppenlebens*. 4. Aufl. Stuttgart 1989 (zuerst Leipzig 1910), 271.

Zimmermann wurde. Man ergreift dieses Gewerbe und steht sich dabei unter Umständen sehr viel besser, als wenn man bei dem ursprünglichen geblieben wäre, hat ein freies, vielleicht auch angesehenes Leben in gewissen Kreisen.«<sup>15</sup>

Die Wirklichkeit des Agitatorenalltags sah freilich wesentlich prosaischer aus, wenn es auch zahlreiche Vorteilmnahmen und Versuche von »Berufsagitatoren« gab, ihre Karriere als reisende Redner auf Dauer zu stellen. Die »fliegenden« Agitatoren, die von Ort zu Ort wanderten oder fuhren, um Versammlungen abzuhalten, neue Arbeitervereine zu gründen oder rhetorische Glanzlichter im Organisationsalltag der lokalen Gliederungen zu setzen, blieben auch innerhalb der Sozialdemokratie stark umstritten. Auf den Parteikongressen aller sozialdemokratischen Gruppierungen war die Höhe ihrer Besoldung und die Gegenleistung, die sie dafür zu erbringen hatten, notorischer Gegenstand heißer Debatten. Gewöhnlich gingen diese »Berufsredner« nur vorübergehend auf längere »Agitationsreisen«, um danach in ihren Brotberuf zurückzukehren. Das galt für zahlreiche prominente Sozialdemokraten wie August Bebel, Theodor York oder Carl Wilhelm Tölcke. Vor allem im ADAV setzte sich jedoch gegen Ende der 1860er und Anfang der 1870er Jahre ein Personenkreis im Agitatorenamt fest, der auch innerhalb der Parteiführung einen gewichtigen Machtblock bildete.<sup>16</sup> 1873 sollen im ADAV 45 voll- oder teilbesoldete Agitatoren aktiv gewesen sein, davon sicherlich die meisten lediglich im Nebenerwerb.<sup>17</sup>

Die »fliegende« Agitation konnte auf Dauer keine gesicherte und auskömmliche Existenz gewährleisten. Das galt eher für die sogenannte »stabile« Agitation, bei der ein zugkräftiger Redner und guter Organisator in bestimmte Städte und Regionen gesandt wurde, um sich dort dauerhaft einzurichten. Die zentrale Parteikasse und die Genossen vor Ort finanzierten dem Betreffenden eine feste geschäftliche Existenzgrundlage; dafür war dieser beauftragt, alle Parteiaktivitäten im Umkreis zu leiten und zu koordinieren. Einzelne »stabile« Agitatoren wie der gelernte Schreiner August Dreesbach in Mannheim brachten es dabei zum Rang eines »Provinzfürsten« der Partei mit beträchtlicher »Hausmacht«. In seinem Rechenschaftsbericht vor dem

<sup>15</sup> Zit. in: *ebd.*, 263.

<sup>16</sup> Vgl. z.B. für den Altonaer Zigarrenarbeiter Hermann Molkenbuhr: *Bernd Braun*, Hermann Molkenbuhr (1851-1927). Eine politische Biographie. Düsseldorf 1999, 68ff.

<sup>17</sup> Vgl. *Rudolf Meyer*, Der Emancipationskampf des vierten Standes. 2 Bde. Nachdruck Aalen 1966 (zuerst Berlin 1882), hier: Bd. 1, 248f.

Parteikongress von 1877 führte der Parteisekretär der vereinigten Sozialistischen Arbeiterpartei Deutschlands (SAP), Ignaz Auer, an, dass die Partei acht »stabile« Berufsagitatoren voll und weitere 14 halb besolde. Rechnerisch fielen diese ersten »Berufspolitiker« im vollen Sinne des Wortes damit nach wie vor kaum ins Gewicht.<sup>18</sup>

Das Aufkommen der »stabilen« Agitation fiel zeitlich in etwa zusammen mit der Expansion der Parteipublizistik, für die vor allem eine Serie von Neugründungen lokaler Parteizeitungen seit Anfang der 1870er Jahre verantwortlich war. Die lokalen Parteiredaktionen avancierten zu Stützpunkten der regionalen Agitation. Zuweilen verschmolz das Amt des Parteiredakteurs mit dem des »stabilen« Agitatoren. Johann Most ist dafür ein prominentes Beispiel, auf das noch zurückzukommen sein wird. Aber in den frühen 1870er Jahren eröffnete sich mit der wachsenden Parteipresse ein Karrierekanal auch für ausgebildete Journalisten aus bürgerlichen Kreisen oder für publizistisch schon hervorgetretene Personen mit akademischer Ausbildung oder zumindest höherer Schulbildung und nicht selten kurvenreichen, gebrochenen Laufbahnen. Es entstand ein professioneller Parteijournalismus, der nicht unbedingt mit Aktivitäten in der mündlichen Agitation einhergehen musste.<sup>19</sup> Hier berührte sich das sozialdemokratische mit dem bürgerlich-demokratischen Spektrum im gemeinsamen Versuch, über die Publizistik eine Karriere als »Berufspolitiker« abzusichern.<sup>20</sup> 1877 beschäftigte das Zentralorgan der SAP, der *Vorwärts*, neun Redakteure, Reporter und Expedienten; weitere 37 Redakteure und Reporter standen im Sold der lokalen Parteipresse.<sup>21</sup> Dazu kam noch das Personal der mittlerweile 14 parteieigenen oder auf Genossenschaftsbasis betriebenen Druckereien.<sup>22</sup>

Die freiwilligen oder notgedrungenen »Berufspolitiker« in der deutschen Sozialdemokratie besetzten noch keine festen Berufssegmente und waren nicht Funktionäre eines formell organisierten, hierarchisch aufgebauten »Apparats«. Vielmehr muss diese Gruppe als ein eher informell bzw. lebensweltlich verfasstes »Parteimilieu« angesprochen werden, in dem es vielfältige geschäftliche Tätigkeiten gab, die mehr oder minder mit der Partei zu tun hatten, in dem grauschattierte Übergangszonen existierten und Parteikarrieren als solche nicht

<sup>18</sup> Protokoll (wie Anm. 13) 1877, 16f.

<sup>19</sup> Vgl. *Welskopp*, Banner der Brüderlichkeit (wie Anm. 7), 442ff.

<sup>20</sup> Vgl. *Jansen*, Einheit, Macht und Freiheit (wie Anm. 6), 145ff.

<sup>21</sup> Protokoll (wie Anm. 13) 1877, 16f.

<sup>22</sup> Vgl. *Angela Graf*, J.H.W. Dietz 1843-1922. Verleger der Sozialdemokratie. Bonn 1998.

wirklich planbar waren. Auch die Parteipublizistik, dieses seit Mitte der 1870er Jahre am schnellsten wachsende Segment des »Parteimilieu«, sicherte nur in einigen, genau benennbaren Fällen »Berufspolitiker« wirtschaftlich ab, die eigentlich in der Parteiarbeit im engeren Sinne aufgingen. Für die jungen »Karrierejournalisten« der zweiten Generation, z.B. Wilhelm Bloss, Max Kayser, Adolph Hepner, Bruno Geiser oder Samuel Kokosky, stand ihre Profession im Vordergrund; erst auf dieser Basis identifizierte man sich mit der Partei.<sup>23</sup> Vor allem auch für diejenigen zahlreichen Angehörigen des »Parteimilieu«, die als Händler, Gastwirte, Zigarrenfabrikanten, auch Kolporteure, Fotografen, Versicherungsagenten oder Rechtskonsulten eine parteinahe bzw. -gebundene Klientel bedienten, lässt sich nur im biographischen Einzelfall entscheiden, ob sie sich primär an der Kaufkraft ihrer Gesinnungsgenossen orientierten oder ob sie *von* der Partei lebten, um *für* die Partei leben zu können.

Im Folgenden sollen an fünf prominenten Einzelbeispielen »Berufspolitiker« des ersten Typus in der deutschen Sozialdemokratie vorgestellt werden, d.h. Personen, die sich tatsächlich zuallererst dafür entschieden, *für* die Partei zu leben, ohne die Frage der beruflichen Existenz, die sich mit dieser Entscheidung unweigerlich stellte, in den Vordergrund zu rücken. Es handelt sich hierbei sozusagen um Vertreter einer Gruppe, die man am ehesten als Äquivalente zu den Honoratioren der liberalen und konservativen Parteien betrachten könnte. Mit drei entscheidenden Unterschieden freilich: Den weitaus meisten sozialdemokratischen »Berufspolitikern« mangelte es an der unabhängigen materiellen Basis für ihre Parteitätigkeit, ihnen fehlte es an Möglichkeiten, »Abkömmlichkeit« zu organisieren, selbst wenn ihr Beruf es finanziell erlaubt hätte, und sie zeichneten sich trotz dieser strukturellen Nachteile durch ein politisches Engagement aus, das das vieler auch aktiver Honoratioren in Ausmaß und Intensität weit übertraf. Dabei werden verschiedene, immer improvisierte und oft scheiternde Strategien deutlich, die Parteiarbeit mit der Berufsarbeit in irgendeiner Form doch noch in Einklang zu bringen. Auch ist der Sog zu erkennen, der diese Sozialdemokraten zum Teil auch gegen ihren Willen allmählich immer fester in das entstehende »Parteimilieu« integrierte. Und schließlich zeigt sich, wie kräfteraubend, unsicher, unstrukturiert und prekär das Leben und Arbeiten in diesem »Parteimilieu« war. Der Kampf um »Abkömmlichkeit« war in einer Partei, die keine echten Honoratioren kannte, nicht selten ein Kampf um die eigene Existenz.

<sup>23</sup> Vgl. Welskopp, Banner der Brüderlichkeit (wie Anm. 7), 450ff.

\* \* \*

Das zeigt exemplarisch zunächst der Fall *August Bebel*. Nach seiner Wanderschaft arbeitete Bebel seit 1860 in Leipzig als Drechslergeselle in einer Meisterwerkstatt. Ob seine bald folgende Entlassung bereits mit seiner zunehmenden politischen Tätigkeit im Bildungsverein für Arbeiter in Zusammenhang gebracht werden muss, ist nicht ganz klar. Jedenfalls erwarb er 1864 mit dem Geld aus dem dürftigen mütterlichen Erbe eine kleine selbständige Drechslerswerkstatt. 1866 wurde dem jungen Drechslmeister gegen eine Gebühr von 150 Talern das Leipziger Bürgerrecht verliehen, und er heiratete die Putzmacherin Julie Otto, Tochter eines einheimischen Gelegenheitsarbeiters. Bebel produzierte zusammen mit einem Gesellen und einem Lehrling für einen Leipziger Kaufmann, der ihn, so Bebel, »das Elend eines Kleinmeisters gründlich« spüren ließ: »Die gelieferten Waren mussten auf längeren Kredit vergeben werden, Lohn für Gehilfe und Lehrling, Spesen und der eigene Lebensunterhalt erforderten aber täglich und wöchentlich Ausgaben. Woher das Geld nehmen? Ich lieferte also einem Kaufmann meine Ware gegen Barzahlung zu einem Preis, der nur wenig höher als die Selbstkosten war. Holte ich aber am Samstag mein Geld, so erhielt ich lauter schmutzige Papierscheine, von denen damals Leipzig durch seinen Verkehr mit den thüringischen Kleinstaaten überflutet wurde. [...] Daneben erhielt ich aber auch öfters Coupons irgendeines industriellen Unternehmens, die noch nicht fällig waren, oder Dukaten, die der Manichäer derart beschnitten hatte, dass ich statt 3 Taler 5 Groschen, wie sie mir angerechnet wurden, beim Bankier, bei dem ich sie wechseln musste, oft nur 3 Taler und weniger erhielt.«<sup>24</sup>

Eine gewisse kommerzielle Unabhängigkeit brachte schließlich die Spezialisierung auf die Fertigung gedrechselter Tür- und Fenstergriffe aus Büffelhorn. Aber bereits früh zeigten sich erste Schwierigkeiten beim Versuch, den zunehmenden zeitlichen Aufwand seines politischen Engagements mit den Pflichten seiner Geschäftsaktivitäten, die den manuell mitarbeitenden Handwerker Bebel forderten, zu vereinbaren. So klagte er 1865 in einem Brief an Leopold Sonnemann: »Habe ich auch ein selbständiges Geschäft, so bin ich doch durch meine Unbemitteltheit gezwungen durch Arbeit den täglichen Lebens-

<sup>24</sup> Stiftung Archiv der Parteien und Massenorganisationen der DDR im Bundesarchiv, Abteilung frühe Arbeiterbewegung (fortan: SAPMO-BArch), NY 4022/44 – 46: Akten des Polizeiamtes der Stadt Leipzig; Ferdinand August Bebel: Relation, Leipzig, 7.9.1867; *August Bebel*, Aus meinem Leben. Ungekürzte Ausgabe, mit einer Einleitung von *Brigitte Brandt*. Berlin/Bonn 1986, 140f.



unterhalt zu verdienen, dazu kommt, dass ein gutes Theil der Last der Geschäfte im Verein ebenfalls auf mir liegt u. ich auch hier schon gezwungen manche Stunde zu opfern abgesehen v. den Abenden die gänzlich durch Vereinsangelegenheiten in Anspruch genommen sind.«<sup>25</sup>

Daneben stellten sich geschäftliche Probleme ein, die aus Bebels wachsender Prominenz in der sozialdemokratischen Bewegung resultierten. Je mehr er sich als Parteimann profilierte, desto schroffer wandten sich seine Kunden aus der Leipziger Bürgerschaft von seinem Kleinbetrieb ab. 1867 sah sich Wilhelm Liebknecht genötigt, in Briefen an den Sektionsleiter deutscher Sprache der Internationalen Arbeiterassoziation in Genf, Johann Philipp Becker, um die Anbahnung neuer Geschäftskontakte für Bebel zu bitten: »Bebel ist *Horn-dreher* und seine Spezialität sind Türgriffe und Fenstergriffe nebst den dazu gehörigen Beschlägen, Rosetten, Schlüsselschilder, Nachriegel von *Büffelhorn*, äußerst geschmackvoll, etwas teurer als Messing. In ganz Süddeutschland werden sie nicht gemacht. Eine Agentur gibt es nur in *Zürich*. Kennst Du jemand, der die Sache übernehmen könnte? Es ist Geld dabei zu verdienen. Eine Musterkarte und Proben mit Preiskurant kannst Du auf Wunsch haben. Ich wünsche um so mehr, dass Du etwas in der Sache tust, weil Bebel durch seine Parteinahme für uns fast seine ganze hiesige Kundschaft verloren hat.«<sup>26</sup>

Diese Muster wurden – ohne den erhofften Erfolg zu erzielen – im Dezember 1867 auf der Generalversammlung der Internationale in Lausanne ausgestellt. Noch mit dem altersmilden Blick seiner Memoiren resümierte Bebel bitter: »Und was habe ich selbst in fünfundzwanzigjähriger gewerblicher Tätigkeit unter Entziehung der Kundschaft und dem Widerstreit der Interessen zwischen öffentlicher Tätigkeit und Geschäft zu leiden gehabt.«<sup>27</sup>

1867 übernahm Bebel den Vorsitz im Vorstand des seit 1868 so benannten Verbandes deutscher Arbeitervereine, zusätzlich zu seinen Ämtern im Leipziger Arbeiterbildungsverein. Dort agierte er als »Vorsitzender, Schriftführer und Kassierer in einer Person«. Vor allem

<sup>25</sup> Archiv der sozialen Demokratie, Friedrich-Ebert-Stiftung, Bonn, Abteilung Frühzeit der Arbeiterbewegung (fortan: AdsD, FdA), A 6, Nr. 59: August Bebel an Leopold Sonnemann, Leipzig, 23.6.1865.

<sup>26</sup> Wilhelm Liebknecht. Briefwechsel mit deutschen Sozialdemokraten. Hrsg. von Georg Eckert. 2 Bde. Assen 1973-1988, hier: Bd. 1: 1862-1878, (fortan: Liebknecht Briefwechsel), Nr. 104, 216: Wilhelm Liebknecht an Johann Philipp Becker, Leipzig, 3.8.1867.

<sup>27</sup> *Bebel*, Aus meinem Leben (wie Anm. 24), 138.

die explosionsartig zunehmende Korrespondenz mit den Arbeitervereinen im Vorfeld der Programmentscheidung auf dem Nürnberger Vereinstag von 1868 fraß sich tief in sein knappes Zeitbudget. Seit 1867 nahm Bebel zusätzlich ein Mandat im Norddeutschen Reichstag, ab 1871 im Deutschen Reichstag, kontinuierlich wahr, was während der mehrmonatigen Sessionen seine Anwesenheit in Berlin nötig machte – und damit seine Abwesenheit vom Geschäft: »Zu dieser Arbeit [an der Korrespondenz] kamen die Sitzungen der Vorortsverwaltung, die Leitung des Arbeiterbildungsvereins, die Tätigkeit im Norddeutschen Reichstag und Zollparlament, zahlreiche Agitationsreisen und vom Herbst 1868 ab die ständige Mitarbeiterschaft am »Demokratischen Wochenblatt«, dessen ganzen Arbeiterteil ich schrieb. Dass ich bei einer solchen Tätigkeit meine junge Frau und mein kleines Geschäft in unverantwortlicher Weise vernachlässigte, ist naheliegend, und so war es nur erklärlich, dass mir in finanzieller Beziehung öfter das Wasser bis an den Hals stand und ich manchmal kaum ein noch aus wusste.«<sup>28</sup>

Was Bebel sich selbst abforderte, verlangte er im Grunde auch von seinen politischen Freunden. Der Dresdner Schuhmachermeister Julius Vahlteich antwortete ihm im Mai 1869 warnend auf entsprechende Vorhaltungen: »Wenn ich jetzt vom »Erzwingen = wollen« abgekommen bin, so ist nicht Faulheit die Ursache, sondern die mühsam genug errungene Überzeugung, dass sich gewisse Dinge mit den uns zu Gebote stehenden Mitteln einfach nicht erzwingen lassen; ich bin dafür, dass man immer für unsere Grundsätze arbeite, dass man sich aber nicht für dieselben aufreiben dürfe. Von diesem Gesichtspunkte aus muss ich es offen aussprechen: ich fürchte, Du richtest Dich zu Grunde nach mehr als einer Richtung hin. Irre ich mich, so ist das im Interesse der Sache sehr gut und mir sollte es lieb sein, soweit ich aber die Dinge beurtheilen kann begreife ich zur Zeit nicht, wie Du Deine agitatorische, überhaupt öffentliche, Thätigkeit auf die Dauer fortführen willst.«<sup>29</sup>

Reichstagsreden, Agitationsreisen, Wahlveranstaltungen, Vereinsangelegenheiten und eine immer weiter ausgedehnte Korrespondenz-tätigkeit, ganz abgesehen von den publizistischen Aufgaben in der sozialdemokratischen Tagespresse und Pamphletistik beanspruchten Bebel bis an die Grenze seines physischen Leistungsvermögens. Aus der Rückschau schrieb er über diesen Kraftakt: »Wie ich die Arbeits-

<sup>28</sup> *Ebd.*, 136, 137.

<sup>29</sup> AdsD, FdA (wie Anm. 25), A 5, Nr. 379: Julius Vahlteich an August Bebel, Maxen b. Dresden, 25.5.1869.

last – und die Jahre 1867 bis 1872 waren die arbeitsreichsten meines Lebens, obgleich es mir bis heute nie an Arbeit fehlte – bewältigen konnte, mochte manchem als Rätsel erscheinen. In gewissem Sinne mir selbst, denn ich hatte auch mehrere Male mit Krankheit zu kämpfen. Ich war zu jener Zeit ein Mann von schmaler Statur mit hohlen Wangen und bleicher Gesichtsfarbe, was Freundinnen meiner Frau, die unserer Verhelichung beiwohnten, zu der Äußerung veranlasste: »Die Arme, den wird sie nicht lange haben!«<sup>30</sup>

Diese Ämter- und Funktionshäufung hätte auch einen vollbesoldeten »Berufspolitiker«, der seine gesamte Zeit seinen politischen Ambitionen widmen konnte, mehr als genug beschäftigt; fehlende materielle Mittel und mangelnde »Abkömmlichkeit« zwangen August Bebel jedoch, mit der größten Kraftanstrengung sein Geschäft weiterzuführen und zwischen seinen politisch bedingten Abwesenheiten auch selber wieder an der Drehbank zu stehen, was er mit stoischer Beharrlichkeit und uneitler Selbstverständlichkeit tat. Das führte nach seiner Wahl zum Reichstagsabgeordneten zu überraschenden Begebenheiten, die ein interessantes Schlaglicht auf die Diskrepanz warfen, die sich zwischen der gängigen zeitgenössischen Vorstellung, wie ein »Politiker« auszusehen und gestellt zu sein habe, und dem Typus des jungen, leidenschaftlich politisierenden »Produzentenbürgers«, den Bebel verkörperte, auftrat. Nach seiner aufsehenerregenden Jungfernrede im Norddeutschen Reichstag suchten ihn im Sommer 1867 »zwei aristokratisch aussehende Herren« in seiner Leipziger Werkstatt auf, »in der ich eben am Schraubstock stand und Büffelhörner zersägte«: »Der eine der Herren fragte nach dem Drechslermeister Bebel. »Der bin ich«, gab ich zur Antwort. Darauf sah mich der Frager etwas betroffen an und äußerte: »Ich meine den Reichstagsabgeordneten Bebel.« Etwas pikiert antwortete ich: »Ja, ja, der bin ich!« Erstaunt sah er an mir vom Kopf bis zu den Füßen herunter und stellte sich als Freiherr v. Friesen auf Rötha vor. Er war der Bruder des Ministers. Er habe meine Reichstagsrede gelesen und sich über eine Anzahl Stellen in derselben gefreut.«

Die Sympathien des sächsischen Adelligen galten freilich eher dem antipreußischen Tenor in Bebels Rede als dem sozialdemokratischen Abgeordneten persönlich. Selbst »mit dem Teufel« hätten die Partikularisten in Sachsen »ein Bündnis geschlossen«, wenn es nur gegen Bismarck ginge.<sup>31</sup> In Erwartung der Geburt seiner Tochter Friederike

<sup>30</sup> Bebel, *Aus meinem Leben* (wie Anm. 24), 138.

<sup>31</sup> *Ebd.*, 285.

ke empfing der damals 29jährige Bebel im Januar 1869 erneut unverhofften Besuch: »Am Vormittag des betreffenden Tages saß ich in der Stube vor meinem Schreibtisch und wartete in großer Aufregung auf das erhoffte Ereignis, als an der Tür geklopft wurde und auf meinen Hereinruf ein Herr in die Stube trat, der sich als Rechtsanwalt Albert Träger vorstellte. Trägers Name war mir bereits durch seine in der »Gartenlaube« veröffentlichten Gedichte und seine öffentliche Tätigkeit bekannt. Nach unserer Begrüßung äußerte Träger verwundert: »Sie sind ja noch ein junger Mann, ich glaubte, Sie seien ein älterer, behäbiger Herr, der sein Geschäft an den Nagel gehangen hat und die Politik zu seinem Vergnügen treibt.« Ich stand in der üblichen grünen Drechslerschürze vor ihm und antwortete lächelnd: »Wie Sie sehen, sind Sie im Irrtum!« Wir unterhielten uns dann, bis ich in der Nebenküche den erwarteten Kinderschrei hörte. Jetzt gab's für mich kein Halten mehr. Mit wenigen Worten klärte ich Träger über die Situation auf, worauf er mir herzlich gratulierte und sich entfernte.«<sup>32</sup>

Die geschäftlichen Probleme Bebels verschärften sich freilich seit dem Dezember 1869 durch wiederholte Haftaufenthalte. Bereits im April 1871 erwogen parteinahe Kreise offenbar, ihn durch Übertragung einer Redakteursstelle wirtschaftlich weniger angreifbar zu machen, was sich zerschlug, weil die finanziell schwachbrüstige »Eisenacher Partei« dabei auf bürgerlich-demokratische Geldgeber hätte zurückgreifen müssen. »Die Volkspartei ist hier eifrig mit Geld sammeln zu einem neuen Blatte beschäftigt«, schrieb der Schriftsteller Robert Schweichel im April 1871 an seinen Journalistenkollegen Wilhelm Liebknecht aus Berlin. »Man betrachtet die Gründung eines solchen als gesichert. Wie ich höre, will man Freund Bebel die Leitung übertragen. Ist dessen Geschäft wirklich durch seine Haft ruiniert, dann lässt sich freilich nichts dagegen sagen, dass er »unter die Literaten« geht. Es ist wohl zu erwägen, dass er durch sein Ausscheiden aus dem Handwerkerstande einen Theil seines Prestige in Bezug auf die Arbeiter einbüßen würde u. ferner, dass ein Blatt der demokratischen Partei, zumal in Berlin, im Ausdruck sozialistischer Ideen eine Schranke hat, die auch er nicht überspringen kann.«<sup>33</sup>

In der Hochkonjunktur und dem Bauboom der 1870er Jahre begann Bebels Geschäft trotz seiner wiederholten Haftzeiten und des Boykotts seiner Waren durch einheimische Kaufleute endlich zu flo-

<sup>32</sup> *Ebd.*, 139.

<sup>33</sup> Liebknecht Briefwechsel (wie Anm. 26), Nr. 247, 384: Robert Schweichel an Wilhelm Liebknecht, Berlin, 17.4.1871.

rieren. 1872, bei Antritt seiner zweijährigen Festungshaft in Hubertusburg wegen »Hochverrats« (es kamen neun Monate wegen »Majestätsbeleidigung« hinzu), beschäftigte er bereits einen Werkführer, sechs Gesellen und zwei Lehrlinge. Die Einsetzung eines Werkführers zeigte an, dass Bebel im Begriff war, sich seiner Berufsarbeit zu entfremden. Verbesserte Einnahmen erlaubten freilich auch einen größeren Abstand zur persönlichen Ausübung des Drechslerhandwerks. Als sein Handwerksbetrieb die Fabrikkonkurrenz zunehmend zu spüren begann, gewann Bebel 1875 den sozialdemokratischen Kaufmann Ferdinand Ißleib aus Berka an der Werra als Teilhaber und übernahm die technische Leitung einer 1876 gemeinsam gegründeten kleinen Fabrik. Dort wurden – mit der Kraft einer Dampfmaschine aus zweiter Hand – Tür- und Fenstergriffe aus Bronze gedreht. Auch den Anforderungen an die persönliche Leitung des Betriebs konnte Bebel unter den Bedingungen häufiger Reisen und längerer Haftzeiten auf Dauer nicht nachkommen. Bis zu seiner Ausweisung aus Leipzig unter dem Sozialistengesetz am 29. Juni 1881 verlegte er sich auf die Kundenakquisition, indem er »hauptsächlich das hies. Platzgeschäft« besorgte, d.h. »die Bauherrn, Baumeister etc.« aufsuchte »und mit ihnen die Geschäfte« abschloss.<sup>34</sup> Die fortgesetzte Abwesenheit vom Geschäft infolge seiner Verbannung veranlasste Bebel 1884 trotz der kontinuierlichen Mitarbeit seiner Frau Julie zum Austritt aus der Firma, für die er, im Versuch, Parteitätigkeit und Geschäftsaktivitäten noch notdürftig miteinander zu verbinden, bis 1889 halbjährig als Reisender tätig blieb. Seinen Geschäftsanteil in Höhe von 22.000 Mark hatte er sich im Januar 1885 auszahlen lassen.<sup>35</sup> Wirtschaftlich unabhängig wurde Bebel erst durch die Tantiemen der immer neuen Auflagen seines Buches *Die Frau und der Sozialismus*, das – bereits unter den Bedingungen des *Sozialistengesetzes* – 1879 in Zürich als Erstausgabe erschien.

Bis weit in die 1880er Jahre hinein wirkte August Bebel als »Berufspolitiker«, ohne in der sozialdemokratischen Partei ein besoldetes Amt zu bekleiden. Das legitimierte seinen Führungsanspruch, denn nichts war in der frühen Sozialdemokratie umstrittener als die Ali-

<sup>34</sup> SAPMO-BArch (wie Anm. 24), NY 4022/44-46: Aufenthaltsgesuch August Bebels in Leipzig an die Königl. Kreishauptmannschaft zu Leipzig, 29.6.1881; Bericht des Polizeiamtes an die Königl. Kreishauptmannschaft zu Leipzig, 29.6.1881.

<sup>35</sup> Vgl. *Ursula Hermann*, Einleitung, in: dies. (Hrsg.), *August und Julie Bebel. Briefe einer Ehe*. Bonn 1997, 72, Anm. 5; *August Bebel. Eine Biographie*, Autorenkollektiv unter Leitung von *Ursula Hermann/Volker Emmrich*. Berlin (DDR) 1989, 177f.

mentierung der »Parteibeamten«. Auch die Entschädigung der Reichstagsabgeordneten aus der Parteikasse, die weder staatliche Diäten erhielten noch (bis 1874) in den Genuss kamen, die Eisenbahn kostenfrei nutzen zu können, bot einen fruchtbaren Boden für abschreckende persönliche Auseinandersetzungen auf allen Parteikongressen der frühen 1870er Jahre. Dabei schuf dieses parteiinterne Diätensystem erst die Voraussetzung dafür, dass überhaupt Sozialdemokraten – und unter ihnen Vertreter aus der Handwerker- und Arbeiterschaft – in die Lage versetzt wurden, ihre Mandate wahrzunehmen. Überdies, so rechnete Bebel seinen Parteigenossen 1876 vor, sei die geltende Regelung, dem unausgesprochenen Prinzip der »Legitimierung durch Armut« verpflichtet, völlig unzureichend: »Als alter »Parlamentarier«, der eine große Zahl Sessionen in Berlin verlebt, wolle er auf Grund seiner Erfahrungen auch einige Worte bemerken. Es sei hier dagegen opponiert worden, dass man außerhalb Berlins wohnenden Beamten der Partei täglich 6 Mark Diäten gebe. Er sei der Ansicht, dass die Beamten dabei Geld zusetzen müssten, – einerlei, ob sie ein festes Logis nähmen, oder im Hotel wohnten. Im erstern Falle müssten sie auch die Tage bezahlen, wo sie nicht anwesend seien, und da unter 10 Thlr. monatlich in Berlin kein Zimmer zu bekommen wäre, so könnten sie ihr Logis auf 20 Groschen täglich veranschlagen. Dazu komme nun Frühstück, Mittagbrod, das die Vertreter auch nicht in jeder beliebigen Restauration bekommen könnten, da die Sitzungen vor 4 oder 5 Uhr nie aus seien, ferner Abendbrod, und so mancherlei andere Ausgaben. Käme ein Vertreter selten nach Berlin, so käme er noch schlechter weg, denn ein Hotelquartier sei unter 2 Mark unmöglich, und dazu kämen noch die Trinkgelder und der theure Kaffee. – Er mache wenig Ansprüche, aber er habe genau über seine Einnahmen und Ausgaben in Berlin Buch geführt, und gefunden, dass ihm, wenn er Kleidung und Wäsche rechne, von den 9 Mark, die er als Nichtbeamter der Partei für den Tag, den er dort sei, beziehe, Nichts übrig bleibe. Er halte aber auch die drei Mark, welche die in Berlin wohnenden Beamten der Partei in ihrer Stellung als Reichstagsabgeordnete bezögen, für nicht zu hoch. Dieselben mussten häufig anderswo und zwar theurer essen; in ihrer Anstellung als Beamte seien sie zur Ausübung ihrer Thätigkeit verpflichtet und wären häufig genöthigt bei den großen Entfernungen in Berlin per Droschke zu fahren, um rechtzeitig am Platze zu sein.«<sup>36</sup>

<sup>36</sup> Protokoll (wie Anm. 13) 1876, 103f.; vgl. auch: Protokoll (wie Anm. 13) 1870, 43f.

\* \* \*

Materiell weit besser gestellt als Bebel war der 1842 geborene *Wilhelm Bracke* aus Braunschweig. Trotzdem bedeutete es auch für ihn einen letztlich aussichtslosen Dauerkampf, sich »Abkömmlichkeit« für seine politische Tätigkeit zu verschaffen. Bracke stammte aus einer wohlhabenden und alteingesessenen Kaufmannsfamilie. Er hatte bis zur Obersekunda das Gymnasium besucht, dann auf väterlichen Wunsch aber seine Studienpläne aufgeben müssen, um eine kaufmännische Lehre bei einer Bank anzutreten. Dagegen hatte er sich dem Vater gegenüber lange Zeit hartnäckig gewehrt. In einem Brief schrieb er an ihn: »Mein innigster Wunsch möge mir Erfüllung werden. Ich will Physik und Chemie studieren, um an dem Fortschritt der Menschheit Anteil zu nehmen. Ich will nicht Taler auf Taler häufen.«<sup>37</sup> Immerhin gestanden die Eltern Bracke zu, sich als Gasthörer am örtlichen Collegium Carolinum einzuschreiben, wo er bei dem Alt-1848er Professor Assmann Vorlesungen in Geschichte und freiem Vortrag besuchte und mit radikaldemokratischen Vorstellungen in Berührung kam. Bracke suchte den Kontakt zu demokratischen Studentenverbindungen, und er begründete den als radikal profilierten demokratischen Turnverein der Stadt mit, bevor er sich 1865 dem ADAV anschloss und die starke Braunschweiger Gliederung 1869 in die neu gegründete »Eisenacher« SDAP überführte.

Im Alter von 23 Jahren war Bracke damit bereits als politische Führungskraft in Erscheinung getreten, von deren Engagement die Braunschweiger Sozialdemokratie in ihren ersten Jahren geradezu lebte; »fast ausschließlich« habe man »von unserem trefflichen W. Bracke belehrende Vorträge erhalten«.<sup>38</sup> Zugleich aber musste er die alleinige Führung des elterlichen Betriebes, einer Mehl- und Korngroßhandlung, übernehmen, was seine geschäftlichen Pflichten und politischen Tätigkeiten umgehend in Konflikt geraten ließ, von seinen naturwissenschaftlichen Interessen und literarischen Ambitionen ganz zu schweigen. »Nachdem sein Vater kränklich geworden, war dem Sohn die Leitung seines umfangreichen Getreide- und Mehlgeschäfts zugefallen«, schrieb sein Parteifreund Wilhelm Blos, der Anfang der 1870er Jahre für kurze Zeit am sozialdemokratischen Lokalblatt der Stadt mitarbeitete. »Das Comptoir war den ganzen Tag von Leuten bela-

gert, die Rat und Auskunft haben wollten; dazu kamen viele, denen seine Wohltätigkeit bekannt war. Er schrieb mehrere Werke und viele Artikel für den »Volksfreund« und hielt unablässig Versammlungen im Herzogtum und anderwärts ab. Er wirkte als Stadtverordneter und Reichstagsabgeordneter. Dazu trieb er chemische und astronomische Studien und hatte dafür ein Zimmer eingerichtet, das, wie er einmal scherzend sagte, Laboratorium und »Sternwarte« zugleich war.«<sup>39</sup>

So wie Brackes Unternehmen Geschäftsgrundlage, versteckter Sponsor der Sozialdemokratie und örtlicher »Stützpunkt« der Partei in einem war, so vielfältig gestalteten sich seine persönlichen Aktivitäten, mit denen er sich einem Lebensentwurf verpflichtet zeigte, der allseitige Bildung, allseitige Interessen und allseitiges humanistisches Engagement forderte und als ganzheitliches Projekt zu bezeichnen ist.<sup>40</sup>

1871 gründete Bracke mit Kapital aus seiner Firma einen parteinahen Verlag, dem er trotz seiner anderen beruflichen und politischen Verpflichtungen persönlich vorstand, bis er unter dem Sozialistengesetz geschlossen wurde. Über 100.000 Taler investierte Bracke in den Aufbau des Verlages und des lokalen Parteiblatts, des *Braunschweiger Volksfreundes*. Darüber hinaus subventionierte er die niedrigen »politischen« Preise für seine Druckerzeugnisse und ließ die Kosten für das Redakteurs- und Druckerpersonal zeitweise über die Bücher seines Hauptgeschäfts laufen. Das dankte die Partei ihm durchaus nicht immer. Im Gegenteil wurden wiederholt Stimmen laut, die Brackes Privatverlag zum profitorientierten »bürgerlichen« Konkurrenten für die genossenschaftlich betriebenen Druckereien der Partei abstempelten. Bitter schrieb Bracke 1875 an Bebel: »Ich würde mich wie ein Freiherr fühlen können, hätte ich die Druckerei, den Volksfreund u. den Verlag nicht, – und das Deficit, das dieß bisher verursachte. Letzteres ist für die Folge freilich ziemlich oder ganz beseitigt, aber die Vergangenheit macht mir noch für lange Zukunft große Sorgen. Deshalb sprach ich auch mit Liebknecht wegen eines Verkaufs dieser ganzen Unternehmungen an die Genossenschaftsdruckerei in Leipzig u. wie es scheint, hat man dort auch Neigung, darauf einzugehen. Aber wenn ich mir alles überlege, wenn ich an die Hülfe denke, welche die hiesige Druckerei der hiesigen Agitation, besonders der

<sup>37</sup> Zit. in: *Jutta Seidel*, Wilhelm Bracke – Revolutionärer Arbeiterführer und sozialistischer Verleger. 2. Aufl. Leipzig 1984, 7.

<sup>38</sup> Zit. in: *Christian Gotthardt*, Industrialisierung, bürgerliche Politik und proletarische Autonomie. Voraussetzungen und Varianten sozialistischer Klassenorganisationen in Nordwestdeutschland 1863 bis 1875. Bonn 1992, 209.

<sup>39</sup> *Wilhelm Blos*, Denkwürdigkeiten eines Sozialdemokraten. 2 Bde. München 1914–1919, hier: Bd. 1, 125f.

<sup>40</sup> Zum »panoptischen Weltbild« und ganzheitlichen Lebensentwurf vieler früherer Sozialdemokraten in Deutschland vgl.: *Welskopp*, Banner der Brüderlichkeit (wie Anm. 7), 529ff.

Reichstagswahlbewegung, gern geleistet hat, wenn ich dann ferner an die Dictatur denke, welche die Majorität des Hamburger Vorstands auf die Parteipresse auszuüben sich anschickt (Absetzung meines Buches ›D. Lass. Vorschlag, Becker's ›Agitation Lassalles‹, von dem officiellen Verzeichniß; – Verbot meiner Kalenderanzeige für den N.S.D.; – [Auer] nennt das: Concessionen an die Borniertheit), so bin ich zweifelhaft, ob ich das Unternehmen, das im schlimmen Falle der Parteipresse Dienste leisten könnte, der Dictatur des Hamburger Vorstandes überliefere. [...] Mein persönliches Interesse verlangt dass ich das Geschäft – wenn auch mit großem finanziellen Opfer – aufgebe, aber vom Parteistandpunkte komme ich, so wunderlich dies erscheint, zum entgegengesetzten Resultate.«<sup>41</sup>

Auch in anderen Bereichen verwoben sich Brackes geschäftliche und Parteitaktivitäten, wobei die elterliche Firma als Finanzierungsquelle der Bewegung mehrfach Schaden davontrug und in existenzbedrohende Krisen geriet. So setzte er 1869 durch die Bürgerschaft für ein in Bedrängnis geratenes Genossenschaftsunternehmen, die Berliner Zigarrenarbeitercompagnie, sowohl die Bonität seines Unternehmens als auch das väterliche Wohlwollen ernstlich aufs Spiel.<sup>42</sup>

Trotz seiner Verpflichtungen als Unternehmer zog sich Bracke nicht als eine Art sozialdemokratische »graue Eminenz« in den Hintergrund der Parteienfinanzierung zurück, sondern er blieb in vollem Umfang politisch tätig und war im Grunde Anfang der 1870er Jahre der Motor der Partei in der Region. »Geschäftliche Rücksichten, wie überhaupt materielle Interessen haben mich nie in meinem Leben davon abgehalten, für meine Überzeugung meine Pflicht zu tun«, sollte er kurz vor seinem Tod im illegalen *Sozialdemokrat* aus der Rückschau erklären.<sup>43</sup> Schon in der zweiten Hälfte der 1860er Jahre hatte er, damals noch in den Reihen des ADAV, Arbeiterfeste und Arbeitertage von überregionaler Bedeutung in der Okerstadt organisiert, war dort als einer der Hauptredner aufgetreten und hatte u.a. das Geld für spektakuläre Feuerwerksinszenierungen in ihrem Rahmen gestiftet.<sup>44</sup>

1869 ging der Sitz des ersten Parteiausschusses (Parteivorstands) der »Eisenacher« Partei an den gewählten »Vorort« Braunschweig – und

damit in die Verantwortung der lokalen Gliederung über, was letztlich wieder bedeutete, dass dem nominell zum Hauptkassierer bestellten Bracke ein Großteil der Arbeit zufiel. Der undisziplinierte Parteisekretär Bonhorst, der einzige besoldete »Beamte« in der SDAP, war dabei wegen seiner Eigenmächtigkeiten und Unbeherrschtheiten eher zusätzliche Belastung als professionelle Hilfe. »Bonhorst verhaftet!«, schrieb er im Februar 1870 an Bebel. »Man gewöhnt sich allnachgerade an diese Nachrichten. Hoffentlich kommt er bald wieder los; Genaueres schrieb an Liebknecht. Sollte übrigens Bonhorst wieder längere Zeit sitzen müssen, so sind wir wieder sehr in Verlegenheit wegen der Secretariatsgeschäfte.«<sup>45</sup> »Nimm es mir nur nicht übel, dass ich so selten schreibe«, hieß es zwei Monate zuvor, »aber ich habe zu viel zu thun. Die Arbeit im Ausschuß, soweit sie Leber nicht thut, ist meine Sache; Spier ist zum Arbeiten zu gut, dagegen zum Denken ganz ausgezeichnet! Er ist ein guter treuer u. gescheiter Kerl, aber ich habe mich über ihn diese Zeit, wo Bonhorst nicht da ist, einige male böß geärgert.«<sup>46</sup> Und im Vorfeld des Stuttgarter Parteikongresses von 1870 sehnte sich Bracke nach der Erleichterung seiner Arbeitsbürde, die der angestrebte turnusmäßige Wechsel des »Vororts« – und damit des Parteiausschusses – bringen würde: »Hast Du schon darüber nachgedacht, wohin Pflingsten der Vorort kommen soll? Hierbleiben – das geht nicht, erstens nicht, weil das Wechseln sehr gut, ja nothwendig ist, zweitens nicht, weil die Partei sich sonst daran gewöhnt, von den [Braunschweigern] ›regiert‹ zu werden, u. drittens nicht, weil ich mich nicht für kräftig genug halte, bei starkem Geschäft die Ausschusspflichten zu erfüllen. Da beides nicht beschnitten werden kann, so ginke ich drauf; ich fühls, ich bin innerlich, tief im Innern angefressen vom Wurm.«<sup>47</sup>

Trotzdem blieb Braunschweig ein weiteres Jahr »Vorort« der Partei, und die Umstände und Repressalien im Gefolge des deutsch-französischen Kriegs ließen neben der weiter vermehrten Arbeit für den Parteiausschuss mit Verhaftungen und Verurteilungen auch die persönlichen Kosten des Parteiengagements dramatisch steigen.

Durch seine Mehrfachbelastung als Geschäftsmann, lokaler Volkstribun, Parteimäzen und Funktionär – dazu kamen Reichstagskandidaturen, seit 1872 ein Stadtverordnetensitz und 1877 ein Reichstagsmandat – betrieb Bracke an seiner physischen und psychischen

<sup>41</sup> SAPMO-BArch (wie Anm. 24), NY 4022/101: Wilhelm Bracke an August Bebel, Braunschweig, 25.8.1875.

<sup>42</sup> Vgl. Welskopp, *Banner der Brüderlichkeit* (wie Anm. 7), 168f.

<sup>43</sup> Zit. in: Seidel, *Wilhelm Bracke* (wie Anm. 37), 102.

<sup>44</sup> Vgl. Welskopp, *Banner der Brüderlichkeit* (wie Anm. 7), 371ff.

<sup>45</sup> SAPMO-BArch (wie Anm. 24), NY 4022/99: Wilhelm Bracke an August Bebel, Braunschweig, 1.2.1870.

<sup>46</sup> *Ebd.*: Wilhelm Bracke an August Bebel, Braunschweig, 8.12.1869.

<sup>47</sup> *Ebd.*: Wilhelm Bracke an August Bebel, Braunschweig, 10.3.1870.

Gesundheit Raubbau. Ein Privatleben besaß der Ehemann und vierfache Vater nicht. Krankheit und Kräfteverschleiß sollten lediglich regelmäßige Sommerkuren lindern. Wilhelm Blos beschrieb ihn als zerbrechliche Person, der allein die innere Leidenschaft Charisma und Kraft verlieh: »Er war ein langaufgeschossener Dreißiger, blaß und mager. Er sah mit seinem schlicht herabhängenden Haar wie ein trockener Gelehrter aus. Aber wenn er öffentlich sprach, dann belebte seine Züge das Feuer, das ihn beseelte. Ich habe nie einen besseren Volksredner gehört, jedenfalls keinen, der die Massen mehr mitreißen konnte, als Bracke.«<sup>48</sup> Permanent klagte Bracke über seine fortdauernde Arbeitsüberlastung, die seinen sonstigen Interessen überhaupt keine Zeit mehr ließ und auf die Stimmung drückte: »Hast du die Biographie von Lessing gelesen«, erkundigte er sich im Dezember 1869 bei Bebel. »Was war der eine lange Zeit leichtsinnig! Ich habe oft Sehnsucht, auch einmal leichtsinnig zu sein, aber werde es wohl schwerlich werden. Die Verhältnisse fesseln mich mit eisernen Klammern in mein arbeitsames, ernstes, ja philiströses Dasein! Von Natur heiteren Temperaments, bin ich es in Wirklichkeit so selten.«<sup>49</sup> Zunehmend von Krankheiten geplagt, klagte Bracke 1875 – im Alter von erst 33 Jahren – seinem Leipziger Schicksalsgenossen: »Daß es Dir grässlich vorkommt, Slave des Geschäftes zu sein, begreife ich vollkommen. Wie glücklich wäre ich, könnte ich die gleichen Fesseln sprengen! Mit wahrer Angst denke ich an die kommende Reichstagswahltagitation und an die Möglichkeit eines Sitzes im Reichstag, oder an Krankheit, Bett u. Weh.«<sup>50</sup> Im Februar 1878 schlug Bracke die Einladung des renommierten Leipziger Arbeiterbildungsvereins aus, anlässlich seines Stiftungsfestes die Festrede zu halten. Arbeitsüberlastung und gesundheitliche Probleme ließen sein Kommen nicht zu: »Daß ich mit Arbeiten überhäuft bin u. mir Alles, was ich irgend los werden kann, vom Halse halten muß, genügt, ich gestehe es, Ihnen gegenüber nicht, aber folgender Gesichtspunkt wird ohne allen Zweifel auch von Ihnen gewürdigt werden. Festreden zu halten, ist schwer, – lachen Sie nicht – sehr schwer sogar, weil die Aufgabe so wenig concret ist. Die gewöhnliche Folge davon ist, dass schlechte oder mittelmäßige Reden gehalten werden, die meist aus Phrasen bestehen. In seltenen Fällen nur stellt sich der Redner mit philosophischem Geiste eine würdige

<sup>48</sup> Blos, Denkwürdigkeiten eines Sozialdemokraten (wie Anm. 39), 125f.

<sup>49</sup> SAPMO-BArch (wie Anm. 24), NY 4022/99: Wilhelm Bracke an August Bebel, Braunschweig, 17.12.1869.

<sup>50</sup> SAPMO-BArch (wie Anm. 24), NY 4022/101: Wilhelm Bracke an August Bebel, Braunschweig, 25.8.1875.

Aufgabe u. löst sie gut. Für den gewöhnlichen Fall möchte ich Ihret- u. meinetwillen keine neue Illustration liefern; um das letztere aber leisten zu können, braucht man eine gewisse Frische; wenn auch nur in wenigen Stunden der Muße muß man mit seinen Gedanken tändeln, sie sammeln können; man muß in der Stimmung sein, eine Festrede zu halten. Das Alles trifft jetzt bei mir nicht zu. Ich bin abgehetzt, über die Gebühr mit den fatalsten geschäftlichen Dingen belastet, die mein ganzes Denken u. alle meine Thätigkeit in Anspruch nehmen. Das ist momentan *unvermeidlich* u. ich habe vorläufig für andere Dinge keinen Raum in meinem Hirnkasten, das umso weniger, als ich noch immer an einem großartigen Glasauswurfe aus dem Kopfe leide, der mir die Arbeit erschwert. Mit Schrecken denke ich an den Reichstag.«<sup>51</sup>

In seiner Reichstagszeit sollte Bracke auch auf nationaler Politik-ebene noch Furore machen, unter anderem mit seiner Ankündigung bei der Lesung des Sozialistengesetzes, seine Partei werde auf die Ausnahmebestimmungen »pfeifen«. Aber letztlich hatte der Existenzkampf um »Abkömmlichkeit« Brackes Gesundheit längst vollends ruiniert. Am 27. April 1880 verstarb Wilhelm Bracke an den Folgen eines Blutsturzes – im Alter von 38 Jahren.<sup>52</sup>

\* \* \*

Während Bebel und Bracke als Beispiele für sozialdemokratische »Berufspolitiker« gelten können, die im schmerzhaften Spagat zwischen Berufsleben und Partei letztlich Vermögen, Leib und Leben riskierten, steht der 1840 als Sohn eines Rechnungsrates in Wiesbaden geborene Techniker und Gewerbeschullehrer *Leonhard von Bonhorst* für einen Politikertypus, der mehr oder weniger gezielt seine bürgerliche Existenz der Parteiarbeit mit allen ihren Unsicherheiten und Gefährdungen opferte. Seine Karriere in der Bewegung war weit ausgeprägter als bei den bereits vorgestellten Sozialdemokraten die eines Kometen – mit einem rasanten Aufstieg, aber auch einem ebenso raschen Verglühen in Bedeutungslosigkeit und Vergessenheit. Bonhorst gab seit Mitte der 1860er Jahre in seiner Heimatstadt polytechnische Kurse für Maschinenbauer, lehrte auch im örtlichen Arbeiterbildungsverein, bis dieser sich 1866 in zwei unterschiedlich orientierte sozialdemokratische Flügel spaltete, und beteiligte sich an der Gründung eines Konsumvereins. Darüber hinaus betrieb er um 1867 eine Maschinenagentur und einen Handel mit Graphit-Schmelzriegeln,

<sup>51</sup> AdsD, FdA (wie Anm. 24), A 9, Nr. 11: Wilhelm Bracke an den Schriftführer des Leipziger Arbeiterbildungsvereins, Künzel, Braunschweig, 12.2.1878

<sup>52</sup> Vgl. *Welskopp*, Banner der Brüderlichkeit (wie Anm. 7), 381.

Pottasche, Steingutröhren und Federmatratzen. Neben seiner Lehrtätigkeit und diesem Vertrieb von Artikeln für den handwerklich-gewerblichen Bedarf bot er die Ausführung technischer Zeichnungen und die Anfertigung von Maschinen- und Architekturmodellen an.<sup>53</sup>

Mit seiner Lehrtätigkeit, die ihn in engen Kontakt zu jungen Handwerkern und Arbeitern brachte, verband Bonhorst eine sozialdemokratische »Mission«, die sich in den Anspruch einer auch politischen Führungsstellung in diesem radikalisierten städtischen Milieu übersetzte. Dem Präsidenten des Lassalleschen Allgemeinen deutschen Arbeitervereins (LADAV), Fritz Mende, legte er im Oktober 1867 seine politische Motivation und die Selbstsicht seiner Rolle in der Bewegung wie folgt dar: Er handle nach dem »Prinzip der schon deduzierten Freiheit, welche mir das stete Ringen nach dem Guten, den einzig berechtigten, permanenten Kampf, – mit meiner eigenen Natur – gebietet, damit ich mich ihm selber asymptotisch nähere. Dass aus dem Kampf allein, bewusst oder unbewusst der Drang zum Schaffen, das innere Pflichtgefühl zur Arbeit entspringt, will ich hier auch berühren, weil es mir die Brücke bildet, zu meiner Anschauungsweise von der Erreichung des Freiheitszieles, dessen natürliche Berechtigung (Vergänglichkeit) Sie mir zugestanden haben. Meine Arbeiter sind (mit einigen Ausnahmen) noch nicht im Stande, mir auf diesem Weg der Abstraktion zu folgen [...]«. <sup>54</sup>

Für Bonhorst, der die Schriften Schulze-Delitzchs und Wirths gelesen hatte, wurde die »Assoziation« zum »Universalschlüssel gesellschaftlicher Organisation – in der Gegenwart der Bewegung und, dann auf gesamtgesellschaftlicher Grundlage, in der sozialistischen Zukunft.« »Assoziation« hieß konkret: politische Vereinsbildung, welche Bonhorst seit Mitte der 1860er Jahre emsig betrieb. Er versuchte, den Wiesbadener Arbeiterbildungsverein von innen her in sozialdemokratisches Fahrwasser zu bringen und lotete, als sich dieser spaltete und den ADAV-freundlichen Flügel ausschloss, eine ganze Reihe von Organisationsangeboten für die von ihm geführten Handwerker und Arbeiter aus: von der Internationalen Arbeiterassoziation über den LADAV bis hin zum ADAV, dem die Gruppe um Bonhorst schließlich 1868 beitrug. »Assoziation« hieß für Bonhorst daneben aber immer: genossenschaftliche Organisation, und zwar nicht nur als Produktionsform, sondern als Lebensweise, nicht nur als

<sup>53</sup> SAPMO-BArch (wie Anm. 24), RY 15/6/106, Bl. 30: Leonhard von Bonhorst an Fritz Mende, Wiesbaden, 4.12.1867 u. ö.

<sup>54</sup> SAPMO-BArch (wie Anm. 24), RY 15/6/106, Bl. 6-8: Leonhard von Bonhorst an Fritz Mende, Wiesbaden, 4.10.1867.

Zukunftsziel, sondern als gegenwärtige zugleich wirtschaftliche und politische Aufgabe. »Assoziation« als Verein und Genossenschaft – diese Vorstellung erlangte in Bonhorsts Denken absolute Geltung. 1867 schrieb er an den LADAV-Präsidenten Mende kritisch, dass die Forderung nach Produktivassoziationen nicht erst in der Zukunft, mit »Hülfe« eines demokratischen Staates, auf der Tagesordnung stünde, sondern aktuell sei und sein eigenes Wirken ständig bestimme: »Sie erblicken & glauben hier im Geiste Lassalles zu wirken, in der Organisation der Arbeit etwas ganz Nebensächliches, indem Sie mir bei unserer neulichen Unterredung bemerkten, dass ich ›trotz meinem Zutritt zu dem A.d.A.V. auch die Verwirklichung meiner Assoziationsideen immer nebenher betreiben könne«. – Aus allem eben Gesagten werden Sie ersehen, dass ein, unter *solchen Auspicien* von mir bewerkstelligter Eintritt in den Verein, ganz gegen meine Natur & Abstraktionsweise gehen, dem Verein also auch gar nichts nützen würde.«

Sein ganzes Lebenswerk sei der Devise der kooperativen Organisation der Gesellschaft gewidmet: »Ich will den Arbeiter auf der Brücke der nach der vorliegenden Geschichtsphase gebildeten Arbeitsform (Association), an dem Geländer der freien Erkenntniß hinüberführen in das Land der Freiheit, aus dem ich ihm entgegenkomme.«<sup>55</sup> Dementsprechend war es nur konsequent, dass sich Bonhorst energisch an der Gründung von Produktivgenossenschaften beteiligte und sein eigenes Geschäft in ihre Finanzierung einbezog. Als diese Produktivassoziationen um die Jahreswende 1868/1869 in die Insolvenz gerieten, verlor er sein gesamtes Kapital. Er hatte seine »bürgerliche« Existenz der Idee der Bewegung geopfert.<sup>56</sup>

Bonhorsts Absolutheitsanspruch erstreckte sich freilich auch auf seine politische Tätigkeit, so dass er diese nach seinem Konkurs zum alleinigen Lebensinhalt machte. Damit begab er sich auf die höchst unsichere Existenzgrundlage eines reisenden »Berufspolitikers«. Im Frühjahr und Frühsommer 1869 unternahm er ausgedehnte Agitationstouren in Mittel- und Süddeutschland. Dabei lernte er die argwöhnische Kleinlichkeit der sozialdemokratischen Parteifinanzierung kennen. Völlig mittellos schrieb er im Juni 1869 in einer Erklärung an das Parteiorgan des ADAV, den *Social-Demokrat*: »In No 74 des Socialdemokr[at] heisst es, dass ich den Verein das meiste Geld gekostet hätte, von ihm in der jüngsten Zeit gelebt hätte & was ähnliches dem

<sup>55</sup> *Ebd.*

<sup>56</sup> Vgl. Gotthardt, Proletarische Autonomie (wie Anm. 38), 344, Anm. 633.

Hatzfeld'schen Intrigantenwesen entsprechende Verläumdungen mehr sind. Einen solchen Pfuhl an Gemeinheit hätte ich mir nicht gedacht. Aber leider, es ist so. Diese Verleugnung alles Anstandes & aller Wahrheitsliebe ist großartig, – ich glaube aber nicht, dass es zur Erreichung eines solchen Punktes nöthig ist, sich erst zu ›Denkriesen‹ herauszubilden, wie Herr Mende, Schweitzer & die Frau Hatzfeldt welche sind. Wahrlich der Effekt entspricht hier durchaus nicht den Produktionskosten & die Grenzen des ›ehernen Lohngesetzes‹ sind hier noch viel, viel zu weit. Doch zur Sache. Haustein, Kölsch & ich bekommen 200 Thlr. zur Agitation im Süden. Da dieselbe 6 1/2 Wochen dauerte, macht das pr. Mann & Tag 1 Thlr. 15 Sgr. Hiervon bestreite Jemand Reise, Placat, Annoncenkosten & wie an vielen Orten in Bayern, Localmiethen, ob dann noch Etwas für den Mann restirt. Weiter. Nach der [Generalversammlung] in Barmen dauerte es gerade 6 Wochen bis ich (am 15. Mai) die Agitation in Nassau in Angriff nehmen konnte. Auf eine Masse Briefe erhielt ich nur einige Antworten & darin stets die Stelle, die Kasse habe noch kein Geld zur Agitation. Endlich wurde mir eine Vollmacht ertheilt, das Geld der von mir neu zu begründenden Mitgliedschaften zur Agitation verwenden zu können. Hiervon Gebrauch machend, hatte ich bis heut (den 30/6) eine Einnahme von 10 Thlr. 2 Sgr. 8 Pf.. Wie reimt sich das nun mit der Herrn Auseinandersetzung im Socialdemokrat zusammen. Da wollte ich doch lieber noch einmal in eine, von Lassalle abgehaltene Versammlung hineinreiten, als so geflissentlich lügen, – denn von Mai hat Herr v. Schweitzer sogar meine Abrechnung in Händen, & die Agitation im Süden hat er (Schweitzer) selbst als erstaunlich billig bezeichnet.<sup>57</sup>

Diese Querelen um seine berufliche Existenz wie auch politische Differenzen über die Organisation des ADAV und die Rolle des Genossenschaftswesens machten Bonhorst zu einem der Initiatoren, die die Gründung der ›Eisenacher‹ SDAP vorbereiteten und durchführten. Nach dem Eisenacher Kongress zog der nunmehr völlig ungebundene Bonhorst an den ›Vorort‹ der neuen Partei, Braunschweig. Dort bekleidete er den einzigen besoldeten Posten als Sekretär im Parteiausschuss. Seine Entlohnung war freilich so dürftig und wegen der Finanzprobleme der Partei so unregelmäßig, dass er, wie oben berichtet, zeitweise als Buchhalter in Brackes Firma arbeiten musste.

<sup>57</sup> SAPMO-BArch (wie Anm. 24), NY 4022/98: Handschriftliche Erklärung Bonhorsts vom 30.6.1869.

Neben seiner Sekretariatstätigkeit, die ihm wegen Eigenmächtigkeiten, Selbstherrlichkeit und Autoritätsanmaßung scharfe Kritik von Seiten der Ausschusskollegen und der Parteibasis eintrug, stürzte sich Bonhorst in die mündliche Agitation, für die er im Umland Braunschweigs bis in die Gegend um Magdeburg reiste. Monumentale Agitationstouren, die bis zu 80 Orte berühren sollten, mutete er auch Parteigenossen wie August Bebel und Theodor York zu, die immer noch den Anforderungen eines ›normalen‹ Berufslebens nachzukommen hatten. Bonhorst hatte seine Parteikarriere verabsolutiert; er ging völlig in der Parteiarbeit auf, ohne sich wirtschaftlich abzusichern, und er verlangte dies auch von anderen: »[S]o muss es *Eure heiligste Aufgabe* sein, den Leuten so rasch wie möglich den Gedanken beizubringen, [...] [d]ass nur eine, im höchsten Grade energisch & nachhaltig geführte Agitation auf dem politischen Gebiete, welche thatkräftig in unserem Sinne in die Formation der Gesellschaft eingreift, im Stande ist, die materielle & intellektuelle Lage aller Arbeiter *dauernd* zu bessern.«<sup>58</sup>

So wie Bonhorst beruflich alle Brücken hinter sich abgebrochen hatte, hinterließ er auch als Agitator »verbrannte Erde«. Er agierte als »Scharfmacher«, der keine Kompromisse, sondern nur Extreme kannte. Das trug ihm, wie oben angedeutet, bereits im Frühjahr 1870 Verhaftungen aus laufenden Versammlungen und längere Arrestzeiten ein. Nach der Veröffentlichung des Manifestes vom 5. September 1870, in dem der Braunschweiger Parteiausschuss gegen die Fortsetzung des deutsch-französischen Krieges und die Annexion Elsass-Lothringens eintrat, wurde Bonhorst gemeinsam mit den übrigen Ausschussmitgliedern in Ketten in die Festung Boyen bei Lötzen (Ostpreußen) verschleppt und über Monate ohne Prozess dort festgehalten. Das im März 1871 nachfolgende Verfahren wegen »Hochverrats« wurde zwar eingestellt; ein Braunschweiger Gericht verurteilte Bonhorst, Bracke und Spier aber unter der neuen Anklage des »Vergehens gegen die öffentliche Ordnung« zu 16 bzw. 14 Monaten Gefängnis.<sup>59</sup> Obwohl diese Gefängnisstrafe in der Berufungsverhandlung auf drei bzw. zwei Monate herabgesetzt wurde, schied Bonhorst nach der Verbüßung aus dem Ausschuss aus.

Nicht nur das: In der Folge verloren sich die Spuren Bonhorsts in der deutschen Sozialdemokratie völlig. Er soll versucht haben, sich

<sup>58</sup> *Ebd.*: Leonhard von Bonhorst an August Bebel, Braunschweig, 2.9.1869. Zu den von ihm ausgearbeiteten Agitationsplänen: *ebd.*, Leonhard von Bonhorst an August Bebel, Braunschweig, 15.9.1869.

<sup>59</sup> Vgl. *Seidel*, Wilhelm Bracke (wie Anm. 37), 36ff.



abseits der Bewegung als Erfinder und Konstrukteur durchzuschlagen. In der Literatur kursieren Spekulationen, dass die wiederholten Verfolgungen und Haftzeiten Bonhorst zermürbt hätten. Berücksichtigt man dagegen die maßlose Intensität seines vorherigen Engagements in der Partei, so drängt sich eher der Eindruck auf, dass hier ein »Berufspolitiker«, der seine berufliche Existenz der Bewegung geopfert hatte und nun für die Politik leben wollte, ohne sicher zu sein, auch von ihr leben zu können, nach einem beispiellosen Kraftakt schlicht »ausgebrannt« war.

\* \* \*

Eine lange Karriere im sozialdemokratischen Parteimilieu durchlebte dagegen *Wilhelm Liebknecht*, 1869 zusammen mit August Bebel Begründer der SDAP in Eisenach. Liebknechts Vita ähnelt in vielen Bereichen den Biographien ehemaliger Paulskirchenlinker, die Christian Jansen rekonstruiert hat: Auch sein frühes »Berufspolitikerdasein« resultierte aus der Teilnahme an der Revolution von 1848; sein Leben verlief danach ähnlich unruhig und von mehrfachen Entwurzelungen geprägt; schließlich sah auch er sich lange gezwungen, seine politische Tätigkeit mit journalistischer Gelegenheitsarbeit zu finanzieren. In zwei Hinsichten jedoch unterschied sich Liebknecht von jenen »bürgerlichen« Linken, die beruflich im Journalismus einen festen Halt suchten, um ihre politischen Ziele weiter zu verfolgen: *Zum einen* lässt sich bei Liebknecht alles andere beobachten als die allmähliche Neigung zum politischen Pragmatismus, die Jansen in einigen Karrieren »bürgerlicher« Alt-1848er mit der Suche nach beruflicher Konsolidierung verbunden sieht.<sup>60</sup> Liebknecht blieb zeitlebens seinen früh gewonnenen radikal-republikanischen Ansichten verpflichtet. *Zum anderen* gelang ihm mit der Entstehung und Expansion einer sozialdemokratischen Parteipresse das dauerhafte Einrichten auf professionellen Redakteursstellen, womit zwar die existenziellen Unsicherheiten weitgehend aufhörten, die Liebknechts Leben bis dahin bestimmt hatten, sich aber die grundsätzlichen Probleme, die sich aus der beruflichen Absicherung einer »Berufspolitikerexistenz« ergaben, nur auf eine andere Ebene verschoben.

Wilhelm Liebknecht, 1826 in Gießen als Sohn eines hessischen Regierungs-Registrators geboren, studierte ab 1842 wenig zielgerichtet Theologie, Philosophie und Philologie in Marburg: »Mit 16 Jahren kam ich auf die Universität, nachdem ich im Abiturientenexamen die erste Note empfangen. Ich bemerke das, nicht um zu prahlen, sondern um das Giessener Polizeimachwerk zu kennzeichnen, das mich

<sup>60</sup> Vgl. Jansen, *Einheit, Macht und Freiheit* (wie Anm. 6), 146ff.

zum verkommenen Subjekt stempeln will. Wie schon angedeutet, studierte ich die verschiedensten Materien. Ich tastete hin und her, gleich jedem Studenten, der wirklich *lernen* will und nicht in der Zwangsjacke eines Brodstudiums steckt. Den Gedanken, in den Staatsdienst zu treten, gab ich bald endgiltig auf, da er sich mit meinen politisch-sozialen Anschauungen nicht vertrug.«<sup>61</sup>

In Marburg hatte Liebknecht rasch Kontakt zu linksoppositionellen Studenten gesucht und war freisinnig-nationalen Burschenschaften beigetreten. Als sich Ambitionen auf eine Privatdozentur zerschlugen und erste polizeiliche Verfolgungen einsetzten, plante er, nach Amerika auszuwandern, siedelte dann aber, in Erwartung einer unmittelbar bevorstehenden revolutionären Erhebung in Europa, in die republikanische Schweiz über. In Zürich lehrte er an der Musterschule Karl Fröbels und arbeitete als Korrespondent für die oppositionelle *Mannheimer Abendzeitung*.<sup>62</sup>

1848 reiste Liebknecht der Revolution nach Paris hinterher. Im September des gleichen Jahres wurde er als Soldat in Struves badischen Freischaren gefangengenommen, nach neunmonatiger Untersuchungshaft aber freigesprochen. Nach der Niederschlagung der Reichsverfassungskampagne von 1849, an der er als Kombattant und Journalist teilgenommen hatte, entkam Liebknecht wieder in die Schweiz, aus der er aber ausgewiesen wurde, als er sich bemühte, die dortigen deutschen Arbeitervereine auf einem gemeinsamen Kongress zusammenzuschließen.<sup>63</sup> Über Paris musste er im April 1850 nach London emigrieren, wo er sich dem Bund der Kommunisten anschloss und Karl Marx kennen lernte.<sup>64</sup> »In London lebte ich 13 Jahre lang, mit politisch-sozialen Studien beschäftigt, noch mehr mit dem Kampf um das Dasein«, sagte Liebknecht 1872 im Leipziger Hochverratsprozess aus.<sup>65</sup> Den Lebensunterhalt für sich und seine Familie (er hatte um 1855 seine erste Frau Ernestine geheiratet, mit der er in

<sup>61</sup> Der Hochverrats-Prozess wider Liebknecht, Bebel, Hepner vor dem Schwurgericht zu Leipzig vom 11. bis 26. März 1872. 2. Aufl. Berlin 1894, 78.

<sup>62</sup> Vgl. *Helga Berndt*, Eine Dokumentation zum 100. Jahrestag des Sozialistengesetzes (1878-1890). Biographische Skizzen von Leipziger Arbeiterfunktionären. Berlin (DDR) 1978, 174ff.; *Waltraud Sperlich*, Journalist mit Mandat. Sozialdemokratische Reichstagsabgeordnete und ihre Arbeit in der deutschen Parteipresse 1867 bis 1918. Düsseldorf 1983, 197; *Wilhelm Liebknecht*, Erinnerungen eines Soldaten der Revolution. Berlin (DDR) 1976.

<sup>63</sup> Vgl. Der Hochverrats-Prozess (wie Anm. 61), 70f.

<sup>64</sup> Vgl. *Wilhelm Heinz Schröder* (Hg.), Sozialdemokratische Parlamentarier in den deutschen Reichs- und Landtagen 1867-1933. Biographien – Chronik – Wahldokumentation. Düsseldorf 1995, 588.

<sup>65</sup> Der Hochverrats-Prozess (wie Anm. 61), 72.

London zwei Kinder hatte, von denen nur eins überlebte) verdiente er mühsam als Privatlehrer, mit Vorträgen und mit Korrespondenzen vor allem für amerikanische und einige deutsche Zeitungen. Das Exil bedeutete Unsicherheit, Armut und eingeschränkte Möglichkeiten, sich politisch zu betätigen.

1862, als eine Amnestie seine Rückkehr nach Deutschland ermöglichte, folgte Liebknecht einer Einladung des Alt-1848er Republikaners August Braß auf eine Redakteursstelle bei der *Norddeutschen Allgemeinen Zeitung* in Berlin. Dieses Blatt verließ er bereits nach einem Monat wieder, weil er den Bismarck freundlichen Schwenk nicht mit vollziehen wollte, den die Zeitung inzwischen eingeleitet hatte, »obgleich ich damit auf meine einzige Subsistenzquelle verzichtete.« »Hätte ich es nicht gethan, hätte ich die Niederträchtigkeit besessen, meine Prinzipien meinem persönlichen Interesse zu opfern, ich wäre jetzt in glänzender Stellung, anstatt hier auf der Bank der Angeklagten, wohin mich Die gebracht haben, die mich vor Jahren vergebens zu kaufen suchten.«<sup>66</sup>

Wieder als Sprachlehrer und Vortragender sich mühsam durchschlagend, trat Liebknecht 1864 dem ADAV bei und beteiligte sich als ständiger Mitarbeiter an dessen Zentralorgan, dem *Social-Demokrat*, bis er aufgrund politischer Differenzen mit Johann Baptist von Schweitzer, dem Redakteur des Blattes und späteren ADAV-Präsidenten, im Sommer 1865 aus der Partei ausgeschlossen wurde. Kurz danach wurde er aus Preußen ausgewiesen und siedelte nach Leipzig über: »[I]ch hatte also Berlin zu verlassen, wo es mir nach langen Anstrengungen endlich gelungen war, ausreichende Erwerbsquellen zu öffnen.«<sup>67</sup> In Leipzig bewegte sich Liebknecht im ausgeprägt demokratisch-großdeutschen Milieu der dortigen Arbeitervereine und lernte hier August Bebel kennen, mit dem zusammen er 1866 die demokratische Sächsische Volkspartei gründete. Nach dem Ende des preußisch-österreichischen Krieges von 1866 wurde er leitender Redakteur eines zuvor nationalliberal geführten Blattes, der *Mitteldeutschen Volkszeitung*, die noch im selben Monat von der preußischen Militärverwaltung verboten wurde.

Eine weitere Amnestie in Preußen veranlasste Liebknecht, der seine Familie in Berlin zurückgelassen hatte, zu einer voreiligen Rückkehr in die preußische Hauptstadt. Als er vor einer Versammlung der Buchdrucker Vorträge über das englische Gewerkschaftswesen hielt, verhafteten ihn die Autoritäten wegen »Bannbruchs« und verurteil-

<sup>66</sup> Ebd., 73.

<sup>67</sup> Ebd., 75.

ten ihn zu einer dreimonatigen Haftstrafe. Von den Wahlen zum ersten regulären Norddeutschen Reichstag im August 1867 an verbrachte Liebknecht, der für den Wahlkreis Sachsen 19 (Stollberg) ein Mandat errungen hatte, die Sessionszeiten in Berlin. Seinen Lebensmittelpunkt aber fand er wieder in Leipzig, wo er nach dem Tod seiner ersten Frau erneut heiratete. Im Januar 1868 übernahm Liebknecht die Herausgabe und Redaktion des *Demokratischen Wochenblattes* (Organ der Volkspartei und seit Dezember 1868 des Verbandes deutscher Arbeitervereine). Zum ersten Mal besaßen Liebknecht und seine rasch wachsende Familie (insgesamt sind sieben Kinder angegeben<sup>68</sup>) damit eine zumindest mittelfristige Perspektive auf eine zwar weiter ärmliche, aber einigermaßen sichere Existenz. Im Herbst 1869 wurde Liebknecht Chefredakteur des aus dem *Demokratischen Wochenblatt* hervorgegangenen Parteiorgans der SDAP, des *Volksstaat*. 1876 übernahm er zusammen mit Wilhelm Hasenclever die Redaktion des *Vorwärts*, Zentralorgan für die inzwischen vereinigte deutsche Sozialdemokratie.

Über die unsichere, entwurzelte Zeit bis zu seiner Ankunft im professionellen Parteijournalismus resümierte Liebknecht im Leipziger Hochverratsprozess, der ihm und Bebel 1872 eine zweijährige Haft auf der Festung Hubertusburg eintrug: »Ich bin nicht der verkommene Abenteurer, zu dem mein Verläumder mich machen will. Schon in frühester Jugend habe ich die Schiffe hinter mir verbrannt und seitdem ununterbrochen für meine Prinzipien gerungen. Meinen persönlichen Vortheil habe ich nie gesucht; wo es die Wahl galt zwischen meinen Interessen und Prinzipien, habe ich nie gezögert, meine Interessen zu opfern. Wenn ich nach unerhörten Verfolgungen arm bin, so ist das keine Schande – nein, ich bin stolz darauf, denn es ist das beredteste Zeugnis für meine politische Ehre. Noch einmal: ich bin *nicht* ein Verschwörer von Profession, *nicht* ein fahrender Landsknecht der Konspiration. Nennen Sie mich meinethalben einen Soldat der Revolution – dagegen habe ich nichts.«<sup>69</sup>

Der Parteijournalismus war es letztlich, der Liebknechts Ambitionen als »Berufspolitiker« kongenial wirtschaftlich absicherte. Denn neben seiner Redakteurstätigkeit war er unablässig als Vortragender und reisender Agitator in Sachsen und Berlin tätig. Im Reichstagswahlkampf von 1867 schrieb er an die Lößnitzer Parteigenossen von den Strapazen seiner Kampagne, wie Ernst Heilmann berichtet:

<sup>68</sup> Vgl. Berndt, Dokumentation (wie Anm. 62), 174ff.

<sup>69</sup> Der Hochverrats-Prozess (wie Anm. 61), 76.

»Auf eine dringende Bitte der Lößnitzer Genossen hatte Liebknecht – es war unmittelbar vor der Augustwahl 1867 – ihnen geantwortet: dass es ihm unmöglich sei, irgendwelche weiteren Versammlungen abzuhalten, auch wenn er hundertmal zugesagt hätte und seine Wahl davon abhinge. »Denken Sie«, schreibt er, »am Montag hatte ich von Stollberg nach Geyer zu Fuß zu laufen, am Dienstag gar von Geyer nach Lugau! Und dabei die furchtbare Hitze, das unregelmäßige Leben, kein Schlaf wegen der ungewohnten Betten und die geistige Anstrengung! Das halte ein anderer aus! Ich danke dafür [...] Jedenfalls haben meine Freunde nicht das Recht, zu den vielen Opfern, die ich gebracht habe und bringe, auch das meiner Gesundheit zu fordern«. Noch mehrere Wochen später schreibt Liebknecht dann, dass er von seinen sieben Wahlversammlungen ganz tot gewesen sei und mehrere Tage lang nicht habe arbeiten können.«<sup>70</sup>

In einem System, das den besoldeten Parteifunktionären ein solches Mehrfachengagement wie selbstverständlich abforderte und ihre Alimentierung trotzdem mit Argwohn betrachtete, galt die Redakteurstätigkeit als zweitrangiger Nebenerwerb einer breiter verstandenen totalen Hingabe an die Parteiarbeit. So mahnte Liebknechts Freund und Schriftstellerkollege Robert Schweichel im Februar 1872 aus Berlin: »Wie ich höre, hast Du jetzt ein Redaktionslokal. Da Deine Zeitung nur zweimal erscheint, kannst Du jetzt wirklich die nötige Zeit zu einer größeren Arbeit gewinnen. Es würde vollkommen für die Redaktion u. auch Parteiangelegenheiten ausreichen, wenn Du zu deren Erledigung die Nachmittagsstunden von 3 - 6 oder 7 Uhr in Deinem Redaktionszimmer verwendetest. Alle Briefe u. Zeitungen, welche im Laufe des Vormittags ankommen, werden bis dahin ungelesen ad acta gelegt, alle Besuche, die sich im Hause melden, auf jene Stunden im Bureau verwiesen. Das ist gar nicht schwer durchzusetzen u. Du gewinnst für Dich den ganzen Vormittag.«<sup>71</sup>

Vor allem aber hielt die Partei ihre auf den Kongressen gewählten und scharf kontrollierten Redakteure finanziell weiterhin so kurz, dass es schwierig war, gute und professionelle Männer der Feder für einen Posten im Zentralorgan oder einem sozialdemokratischen Lokalblatt zu gewinnen. Die Redakteure der »ersten Generation«, zu denen Liebknecht zählte, arbeiteten immer noch aus politischem Idealismus für ein Gehalt, das sich vom Lohn eines durchschnittlich

<sup>70</sup> Ernst Heilmann, Geschichte der Arbeiterbewegung in Chemnitz und dem Erzgebirge. Chemnitz 1912, 59f.

<sup>71</sup> Liebknecht Briefwechsel (wie Anm. 26), Nr. 262, 406: Robert Schweichel an Wilhelm Liebknecht, Berlin, 21.2.1872.

bezahlten Handwerksgesellen kaum unterschied. Das begrenzte bis zur Expansion der lokalen Parteipresse in den 1870er Jahren alle Professionalisierungsversuche, die Liebknecht dezidiert unternahm. »Da fällt mir ein«, schrieb er um 1870 an Bebel, »es ist Sitte, wenn Zeitungsredakteure engagiert werden, zahlt man ihnen *Umzugsgeld*. [...] Das ist besser, als ein Vorschuß. H[epner] hat mich bereits angepumpt, was mir sehr fatal war.«<sup>72</sup> Liebknecht selber sah sich immer wieder mit dem unausgesprochenen Prinzip der »Legitimierung durch Armut« konfrontiert, mit dem die Partei ihrem besoldeten Personal begegnete. Bitter bemerkte er auf dem Gothaer Parteikongress von 1876: »Die Diäten und Zuschüsse für Agitation während der [Reichstags-]Session reichen nur knapp aus; an Ersparnisse sei nicht zu denken, im Gegentheil. – Es sei ihm nicht eingefallen, durch Annahme des Gehalts von 65 Thlr. sein früheres Gehalt indirekt als zu hoch anzuerkennen. Er werde sich aber zu helfen wissen. Zum Glück sei er nicht in dem von Rönneke ihm gestellten Dilemma, à la Feuerbach verhungern zu müssen, wenn er nicht als »Stellenjäger« bei der Partei sein Gnadenbrod finde. Ob der Congreß à la Bismarck die Diäten verweigere, oder ob er sie bewillige, sei ihm, Redner, ganz gleichgültig. Er werde in jedem Falle seine Schuldigkeit thun. Die Partei möge sich aber nicht blamiren.«<sup>73</sup>

\* \* \*

Die extremste Ausprägung eines »Berufspolitikers« in den Reihen der frühen deutschen Sozialdemokratie schließlich verkörperte *Johann Most*. Er hob im Grunde den Typus des aller »bürgerlichen« Wurzeln entledigten Vollblutpolitikers auf der Schwelle zum »Parteimilieu«, für den Bonhorst und Liebknecht in ihren jeweiligen Eigentümlichkeiten standen, auf eine völlig neue Ebene. Er übertraf Bonhorst in der Dauer seines Engagements für die Sozialdemokratie und Liebknecht bei weitem in dessen Intensität und Absolutheit, so dass die Aussage gerechtfertigt erscheint, dass seit den frühen 1870er Jahren Most außerhalb seiner Agitation für den Sozialismus als Persönlichkeit schlicht nicht existierte. Der 1846 in Augsburg geborene Sohn eines ehemaligen Schauspielers und Kirchenschreibers ging 1858 in eine Buchbinderlehre und begab sich 1863 auf eine fünfjährige Wanderschaft durch Deutschland, die Schweiz, Oberitalien und Österreich-Ungarn. Ganz ohne den bei fast allen Handwerksgesellen anzutreffenden Berufs-

<sup>72</sup> SAPMO-BArch (wie Anm. 24), NY 4022/110: Wilhelm Liebknecht an August Bebel, o.O. [Berlin] o.D. [1869/1870].

<sup>73</sup> Protokoll (wie Anm. 13) 1876, 104.

stolz, betrachtete Most sein Fach nur als ungeliebte Quelle mühsamen Broterwerbs. Nachdem er eine Gesichtsmaskenfabrik wegen unzureichender Löhne verlassen hatte, »gerieth ich thatsächlich einem *Teufel* in die Hände insofern der Buchbindermeister, der mich einstellte, auf diesen Namen hörte. Als ich aber behufs Erlangung einer Arbeitszeitverkürzung von 12 auf 11 Stunden (!) einen Strike inscenirte, jagte er mich – nicht zu, sondern von sich. Damit kam ich gleichzeitig auf die »schwarze Liste« als Wühler und Krakehler und erlangte überhaupt keine Arbeit mehr.« So machte Most notgedrungen Bekanntschaft mit einer primitiven Form von Selbständigkeit: »Mein »Hausvater« war Tagelöhner, seine Frau ging waschen, die Tochter arbeitete in einer Blumenfabrik; den ganzen Tag über konnte ich daher die Stube als Werkstatt benützen. Abends packte ich meine Sachen in Kisten und schob sie unter das Bett. Ich fabrizirte Hutschachteln, Zündholzbüchsen, Zigarrettenetuis u. dgl., und ging Abends und Sonntags damit an Arbeiteryerkehrsplätzen, die ich ohnehin der Agitation halber aufzusuchen pflegte, hausiren. Natürlich schaute wenig dabei heraus, allein ich fühlte mich doch »unabhängig.«<sup>74</sup>

Ende 1868 schloss sich Most in Wien der aufkeimenden sozialdemokratischen Arbeiterbewegung an und stieg rasch zum gefeierten und prominenten Volksredner auf. Als einer der Angeklagten im Wiener Hochverratsprozess wurde er im Sommer 1870 zu fünf Jahren schweren Kerkers verurteilt, 1871 jedoch amnestiert und im selben Jahr, nach einer neuerlichen Agitationsreise,<sup>3</sup> aus Österreich ausgewiesen, worauf er nach Deutschland übersiedelte und der SDAP beitrat. In seiner Wiener Zeit hatte sich Most leidenschaftlich in die dortige sozialdemokratische Vereins- und Versammlungskultur eingelebt: »Ich stürzte mich dermassen in [diese Bewegung] hinein, dass ich gänzlich darin aufging. Obwohl ich bei geringem Verdienst vom frühen Morgen bis zum späten Abend arbeiten musste, lief ich nach vollbrachtem Tagwerk und an Sonntagen von einer Arbeiter-Versammlung zur anderen. Ich vermochte zwar zu jener Zeit noch keine eigentlichen Vorträge zu halten, vielmehr geizte ich darnach, die Reden Anderer zu hören; wohl aber pflegte ich oft und gern das Wort in der Debatte zu ergreifen.«<sup>75</sup>

<sup>74</sup> Johann Most, *Memoiren. Erlebtes, Erforschtes und Erdachtes*, 4 Bde. New York 1903–1907, hier: Bd. 2, 58–66; Johann Most, *Memoiren II*, in: Stefan Riesenfellner (Hrsg.), *Arbeiterleben. Autobiographien zur Alltags- und Sozialgeschichte Österreichs 1867–1914*. Graz 1989, 51.

<sup>75</sup> Johann Most, *Memoiren I*, in: Riesenfellner (Hrsg.), *Arbeiterleben* (wie Anm. 74), 13f.

Rasch lernte Most nicht nur Volksreden zu halten, sondern auch sie zu inszenieren, zu genießen und damit das offenbar vom Vater geerbte schauspielerische Talent, gepaart mit einem gewissen Exhibitionismus und Hang zur Selbstdarstellung, zu kultivieren. Er errang seinen beträchtlichen Nimbus unter den Parteigenossen und in jedem Versammlungspublikum, zu dem er sprach, als Scharfmacher und ironisch-witziger Einpeitscher. Er redete drastischer als andere, verwegener, er spielte mit revolutionären Wortbildern und kokettierte mit der Barrikade. Die Existenz als reisender Volksredner wurde ihm so zu seiner eigentlichen Natur, während seine handwerkliche Berufssozialisation völlig und auf Dauer in den Hintergrund trat. Nicht nur das: Hinter der Agitation für die Partei, aus der er Anerkennung, Selbstbewusstsein und charismatische Autorität bezog, verblasste der Privatmann Most; er wurde zu einem zeitgenössischen »Politstar«, der sein Leben im öffentlichen Raum verbrachte – wenn er nicht gerade im Gefängnis saß. Darüber zerbrach auch die sechsjährige Ehe mit einer »schwarzäugigen Chemnitzerin«: »Obendrein ging ich stets ohnehin dermaßen im Parteileben auf, dass für das Familienleben so gut wie nichts übrigblieb. Mit der Zeit spitzte sich für mich die ganze Angelegenheit zu der Frage zu: Partei oder Familie? Eins von beiden musste zugunsten des andern hintangesetzt werden. Ich opferte meine Familie.«<sup>76</sup> Mosts rasanter Aufstieg in der deutschen Sozialdemokratie seit 1871 fiel in eine Zeit, in der die Parteipresse durch die Gründung zahlreicher Lokalblätter zu expandieren begann. Anders als für Liebknecht öffnete sich damit für Most früh ein Karrierekanal zum Parteiredakteur, der seine leidenschaftliche Agitation wirtschaftlich – notdürftig – absicherte. Most stand – wie Liebknecht – jedoch noch für den Parteijournalisten der älteren Schule, der sich zunächst als Agitator und danach erst als Redakteur begriff. Im Juni 1871 übernahm er die ihm für ein Wochengehalt von sechs Talern – selbst für handwerkliche Maßstäbe ein Hungerlohn – angetragene Redaktion der neugegründeten *Chemnitzer Freien Presse*. Diese Stellung diente ihm in erster Linie als Operationsbasis für seine öffentliche Agitation: »Wenn ich sage, ich agitierte damals Tag und Nacht, so nehme ich den Mund nicht zu voll. Die Zeitung war ein Abendblatt. Sobald sie fertig war, ging die Vorbereitung zur mündlichen Propaganda los. Denn da war selten ein Tag, an dem ich nicht irgendeine Versammlung abzuhalten hatte. In Chemnitz selbst organisierte ich zunächst alle mögli-

<sup>76</sup> Johann Most. *Ein Sozialist in Deutschland*. Hrsg. von Dieter Kühn. München 1974, 95.

chen Gewerkschaften, die aber von vornherein nichts anderes waren als Teile der sozialdemokratischen Partei. Außerdem folgte eine Massenversammlung der anderen. [...] Auf meinen Schultern ruhte nun die wesentlichste Agitation für ganz Sachsen. Meine Tätigkeit konnte nur von einer eisernen Natur geleistet werden, wie ich sie besitze. Zwei bis drei Nächte ohne Schlaf hatte ich manchmal mehrere Wochen hintereinander zu bestehen [...].«

Als Most nach seiner Ausweisung aus Chemnitz im August 1873 die Redaktion der *Süddeutschen Volksstimme* in Mainz übertragen wurde, hatte er sich neben den Redaktionsgeschäften auch um Herstellung und Vertrieb des Blattes zu kümmern: »Was zuvor ein Redakteur und Expedient besorgt hatten, das tat ich nun allein, von der Versammlungsagitation gar nicht zu reden.«<sup>77</sup> Nach einer 26monatigen Gefängnisstrafe wegen »politischer Vergehen« wurde Most 1876 Redakteur der *Berliner Freien Presse* bis zu ihrem Verbot im Oktober 1878. Der Ausweisung aus Berlin folgte die Emigration nach London und von dort, infolge einer erneuten Ausweisung wegen anarchistischer »Umtriebe«, nach New York.

Most kandidierte bei den Reichstagswahlen von 1874 bis 1878 und errang 1874 und 1877 Mandate im sächsischen Wahlkreis 16 (Chemnitz). Daneben hatte er sich bei jeder der Urnengänge in drei bis fünf weiteren Wahlkreisen – darunter 1877 und 1878 Berlin 1, das Regierungsviertel, – zur Wahl gestellt und vor Ort agitiert, auch wenn er nur als »Zählkandidat« rangierte. So trat er im Vorfeld der Januarwahl 1877 in Berlin auf nicht weniger als 40 Veranstaltungen als Redner auf und betrieb, nicht selten vor einem aristokratischen und bürgerlich-liberalen Wählerpublikum, schlagzeilenmachende Propaganda an einem politisch höchst sensiblen Ort. Zusätzlich aber hielt der gerade erst aus dem Gefängnis entlassene Most in seinem Stammwahlkreis Chemnitz innerhalb von 21 Tagen 36 Versammlungen in der Stadt und 30 umliegenden Ortschaften ab.<sup>78</sup> Seine Wiederwahl erkaufte er 1877 mit totaler Erschöpfung: »Als »Sieger«, aber abgemattet wie ein gehetzter, total verhauner Hund, kehrte ich am folgenden Tag [den 11. Januar 1877] nach Berlin zurück.«<sup>79</sup>

Trotzdem – oder vielleicht gerade wegen dieser leidenschaftlichen Verausgabung, die lohnend für ihn war, weil sie ihm zu Prominenz verhalf – war Most gerade während der Wahlkampagnen voll in sei-

<sup>77</sup> *Ebd.*, 80, 83, 94. Vgl. auch: *Carl Hirsch*, Die Parteipresse. Ihre Bedeutung und Organisation. Leipzig 1876, 13.

<sup>78</sup> Vgl. *Welskopp*, Banner der Brüderlichkeit (wie Anm. 7), 463.

<sup>79</sup> Johann Most. Ein Sozialist in Deutschland (wie Anm. 76), 111.

nem Element. So schrieb er aus dem Zwickauer Gefängnis im April 1873 an Bebel: »Ich sage Dir: nur 1.000 Mann wie Du, oder selbst nur wie ich (ohne Selbstüberhebung) – und Europa, nicht bloß Deutschland, ist binnen 5 Jahren sozialistisch. [...] Und wir brauchen weiter nichts, als bloß Leute, die Mund und Herz am rechten Flecke haben. – Wenn ich mich schon in keinen großen Hoffnungen wiege, so freue ich mich immerhin gewaltig auf die nächste Wahlkampagne. Wenigstens wird agitatorisch gefletscht werden, dass die Funken sprühen. [...] Somit konserviere ich meine Lungenflügel und wetze meinen Schnabel, um dereinst mit wahrer Wollust, wenn die Wahlschlacht tobt, so manchen politischen Sumpfpiraten in den Grund bohren zu können.«<sup>80</sup>

»Berufspolitiker« zu sein, bedeutete für Most das totale Aufgehen in der öffentlichen Agitation und radikale Propaganda ohne Rücksicht auf die Unversehrtheit und Freiheit der eigenen Person. Dieses »fundamentalistische« Politikverständnis trieb Most letztlich in den Anarchismus. Bereits vor dem Erlass des *Sozialistengesetzes* hatte er sich von einer Partei entfernt, die zumindest in Teilen auf einen pragmatischeren Politikstil zusteuerte und über reformerische Mäßigung nachdachte. Professionelle Demagogen wie Most dagegen konnten nur glaubwürdig agieren, wenn sie revolutionäre Konsequenz proklamierten. Hier bestimmte die Form der Agitation ihren Inhalt wesentlich mit. So resümierte Most 1880 aus dem Londoner Exil: »Was ich damals in Hamburg sonst noch sehen und hören konnte, war geradezu niederschmetternd. Sogenannte »hervorragende« Leute suchten ernsthaft zu beweisen, dass die Zeit für eine Partei, welche alles negiere, einfach vorbei sei. Was sich jetzt entwickeln lasse, das sei eine »soziale Reformpartei«. [...] Meine Einwendung war, dass ich mich dafür bedankte, 12 Jahre in einer revolutionären Bewegung gestanden und 5 Jahre hindurch dafür »gesessen« zu haben, um dann etwa mich ausschließlich für den Normalarbeitstag u. dgl. zu ereifern.«<sup>81</sup>

\* \* \*

Die deutsche Sozialdemokratie entstand als eine Partei, die von vornherein stellvertretend für ihre Basis aus sozialen und ökonomischen Gründen für eine elitäre Minderheit »Abkömmlichkeit« finanzieren und organisieren musste. Von ihrem Selbstverständnis als politisierenden »Aktivbürger« her widmeten sich freilich einzelne führende Mit-

<sup>80</sup> Zit. in: *Bebel*, Aus meinem Leben (wie Anm. 24), 376.

<sup>81</sup> *Johann Most*, »Taktik« contra »Freiheit«. Ein Wort zum Angriff und zur Verteidigung. London 1880, 1.

begründer und Mitglieder der Bewegung der Politik zeitig in einem Maße, bei dem man von »Berufspolitik« sprechen muss, ohne dass die Formen, Positionen und Karrierewege für eine solche professionelle Politelite bereits bestanden. Eine solche Entscheidung kostete »bürgerliche« Existenzen, brachte Unsicherheit und materielle Not, bedeutete Überanstrengung und Arbeitsüberlastung bis zur Erschöpfung und kostete in einigen Fällen Gesundheit und Leben. Diese Opferbereitschaft wurde in der Bewegung nicht zwingend dankbar registriert. Argwohn und Misstrauen gegenüber den »Parteibeamten«, denen nicht selten »Stellenjägeri«, »Gedankenfabrikation« oder »Geschäftssozialismus« vorgeworfen wurden, gab es von Anfang an, und sie hielten sich durch in der Geschichte der Sozialdemokratie. Absolute moralische Integrität, völlige Deckungsgleichheit zwischen vertretener Ideologie und der Lebensführung der »Berufspolitiker« und die Askese der »Legitimierung durch Armut« waren die Werte, die die Parteibasis ihren Wortführern bei ihrer praktischen politischen Arbeit abverlangte. Wie an den fünf Beispielen deutlich geworden ist, spiegelten sich diese Werte jedoch durchaus im selbstgesetzten Ethos dieser Elite. Die Grenze zwischen Idealismus, asketischer Sendung und Tollkühnheit verschwamm nicht selten. In vielfacher Hinsicht musste ein solcher moralischer Überanspruch zur Überforderung führen, mit wechselnden Konsequenzen für die frühen sozialdemokratischen »Berufspolitiker«. Zumindest ließen sich existenzgefährdende Krisen nur vermeiden, wenn es gelang, das politische Engagement auf eine wirtschaftlich solidere Basis zu stellen, womit das Problem der »Abkömmlichkeit« freilich noch nicht gelöst war. Es ist die Frage, ob ein solcher Politikstil, ob solche politische Karrieren nicht das Kennzeichen von Parteien in ihrer Bewegungsphase sind, wenn sich alle Strukturen noch im Fluss befinden. Denn dass ein solches Politikverständnis auf längere Sicht nicht durchzuhalten war, erwies sich schon im Übergang zur nächsten Generation professioneller Politiker in der Sozialdemokratie, selbst unter der Ausnahme-situation des Sozialistengesetzes.